

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Deutsche Internierten-Zeitung

Bern, 1916

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 28. Februar 1919. Heft Nr. 109.
Letzte Nummer.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160

Letzte Nummer

Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 109

Herausgegeben in Bern mit Genehmigung
des schweizerischen Armeearztes von der
Deutschen
Kriegsgefangenen-Fürsorge
Bern, 28. Februar 1919 / Preis 80 Rp.

Nachdruck aus der „Deutschen Internierten-Zeitung“ gestattet, jedoch nur mit Angabe der Quelle.

INHALT

Graubünden.

Carl Marx, Der Mann und sein Werk.
Landeskirche, Volkskirche, Zukunftskirche

Kunst.

Offener Brief an den Verfasser von
„Zarathustras Wiederkehr“
Das monumentale Wandbild.
Dürers Freundeskreis
Phaons Tod (Gedicht).
Strindberg und die Frauen
Der Tag

Bücherschau.

Gottesfrieden
Kunstliebhaber

Von den Internierten.

Meisterprüfung an der Intern.-Fachschiule
Ausstellung für Gefangenenkunst
Rorschach / Basel

Beilagen.

Mitteilungen No. 68 der deutschen Ge-
sandschaft Abt. G. (Nur für Inter-
nierte).

An unsere verehrte Kundschaft!

Mit heutigem Tage geht die Deutsche Internierten-Druckerei an den Besitzer Hrn. H. v. KAMP über und wird unter der früheren Firma

H. v. KAMP-BERGER

in unveränderter Weise an der Optingenstraße 52, Telefon 5419 weitergeführt. Wir bitten alle Aufträge an vorgenannte Adresse zu senden. Die Aufträge werden wie bisher in promptester Ausführung und zu billigen Preisen erledigt. Hochachtungsvoll

Deutsche Internierten Druckerei, Bern.

Auf obiges höflichst bezugnehmend empfehle ich mich meinen verehrten Landsleuten bestens. Hochachtungsvoll

H. v. Kamp-Berger, Bern
Optingenstr. 52 Tel. 5419 Privattel. 2482

Mitteilungen Nr. 68

der

Deutschen Gesandtschaft Abt. G, in Bern.

Beilage zu Heft 109 der „Deutschen Internierten-Zeitung“ vom 28. Februar 1919.



324. Betrifft Meisterprüfungen.

J. Nro. III A. 3/706. Der Staatssekretär des Innern: I. A. 59.

Sämtliche Regierungen der Einzelstaaten haben sich mit der Anerkennung der in der Schweiz abgelegten Teilmeisterprüfungen unter der Voraussetzung einverstanden erklärt, dass die abgelegten Teilprüfungen den im Deutschen Reiche im allgemeinen gestellten Anforderungen entsprechen werden.

gez.: Unterschrift.

325. Anerkennung der Maschinenbauschule in St. Gallen.

J. Nr. III. A. 3/864.

Nr. 462 III. F. DRESDEN, den 10. Februar 1919.

Mit Rücksicht auf die Aufnahmebedingungen, die Lehrpläne und den Lehrbetrieb der Technischen Schule für Deutsche Internierte Abteilung Maschinenbauschule in St. Gallen erklärt sich das Wirtschaftsministerium damit einverstanden, dass Schüler dieser Unterrichtsanstalt, die in die Maschinenbauschule der Technischen Staatslehranstalten in Chemnitz eintreten wollen, dem Halbjahre zugeteilt werden, von dem ab bis zur Erlangung des Reifezeugnisses sie noch ebensolange am Unterricht teilzunehmen hätten, wie dies in St. Gallen erforderlich gewesen wäre.

Das Reifezeugnis der Internierten-Schule ist als dem der Maschinenbauschule gleichwertig anzusehen.

Wirtschaftsministerium.

326. Betrifft Maschinenbauschule in St. Gallen.

J. Nr. III. A. 3/863.

Die Maschinenbauschule für deutsche Internierte in St. Gallen wird am 1. März 1919 aufgelöst.

327. Betrifft landwirtschaftliche Schule in Davos.

J. Nr. III. A. 3/868.

Die landwirtschaftliche Schule in Davos wird am 1. März geschlossen. Neue Lehrgänge werden nicht eröffnet.

328. Betrifft Schliessung der Fachschulen.

J. Nr. III. A. 3/862.

Die Fachschule für Handwerk und Industrie in Luzern ist am 7. Februar, die Fachschule für Handwerk und Industrie in Davos am 15. Februar geschlossen worden. Neue Lehrgänge werden nicht eröffnet.

329. Beihilfen für infolge Unruhen usw. unverschuldet in Verlust geratene Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke.

Armeeverordnungsblatt No. 13 vom 4. Februar 1919. Kriegsministerium No. 3376/12. 18. B. 4. Kr. S. 5 No. 2038/12.

Wenn auch die Heeresverwaltung einen Rechtsanspruch der Heeresangehörigen auf Schadenersatz für die in den bisher besetzten feindlichen Gebieten, im Gebiete Verbündeter oder ver-

bündet gewesener Staaten und in der Heimat durch Unruhen, Plünderungen usw. eingetretenen Verluste am persönlichen Eigentum nicht anerkennen kann, so bestehen doch keine Bedenken, dass hierfür Beihilfen auf Grund des § 30, 2 bzw. § 75, 1 Kriegsbesoldungs-Vorschrift durch die im § 12, 2 ebenda genannten Behörden bewilligt werden. Die Beihilfe kommt jedoch nur für solche Gegenstände in Betracht, deren Ersatz entweder beim Verbleiben im Heeresdienst oder beim Uebertritt in das Privatleben für durchaus notwendig zu erachten ist. Auszuschliessen sind daher u.a. Schusswaffen, Ferngläser, photographische Apparate, Bettwäsche, Brieftaschen, Ringe, Bücher, Bargeld, Lebens- und Genussmittel, sowie alle Luxussachen. Schusswaffen und Ferngläser werden, wenn sie bei Verwendung des Verlustträgers im Heeresdienst bei mobilen Truppen notwendig sind, auf Antrag bei der Feldzeugmeisterei aus Heeresbeständen ersetzt.

Die beanspruchten sowohl als auch die bewilligten Beträge sind, um deren Anmeldung bei einer späteren gesetzlichen Regelung zu ermöglichen, in besonderen Kontrollen für Heimatgebiet, Polen, Belgien, Rumänien usw. getrennt nachzuweisen.

Der Kriegsminister:

Im Auftrage: gez. v. O v e n.

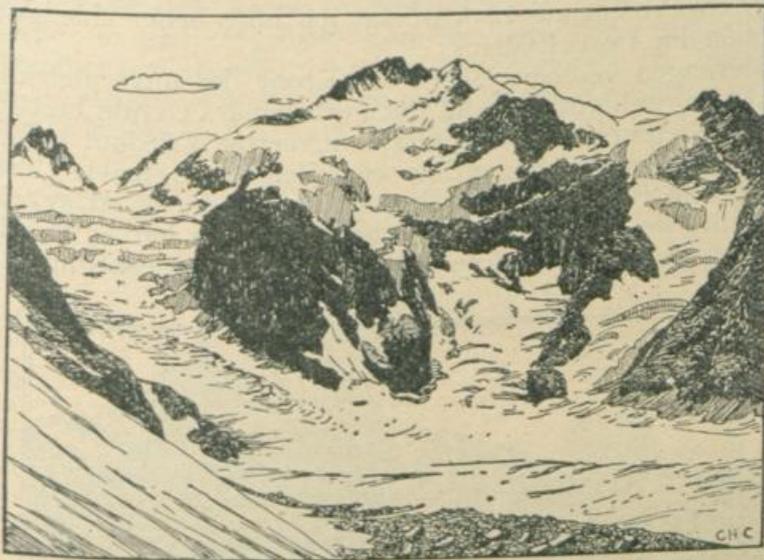
Der Unterstaatssekretär:
gez. G ö h r e.

Eventuelle Anträge auf Schadenersatz sind zwecks Weiterleitung an die Deutsche Gesandtschaft, Abt. G., Sektion 5 Kasse, Effingerstr. 6a., zu richten.

gez. A h l e r s.

Wer nur einmal sonnentrunken
Durch deiner Berge Reinheit ging,
Aus Dörfern, tief in Schnee versunken,
Am Lichtstrahl deiner Berge hing,
Dem tönt ein Freudenschlittgeläute,
Ein herzgeboren Jubelwort,
Das Danklied für ein schönes Heute
In hochgestimmter Seele fort!

Ich glaube, nie hat J. C. Heer einen wahren Vers über das Engadin geschrieben. „In den Sprachen der ganzen gesitteten Welt webt sich ein Zauberklang um den Namen des Engadin. Naturfrohen Menschen ist er der Inbegriff der Hochgebirgsherrlichkeit und gesammelten Poesie.“ Gewaltige Bergketten schliessen es ein; die mannigfachen Gaben der Natur, das hochalpine Klima und dazu die zahlreichen kräftigen Heilquellen haben diesen Teil Graubündens, der in seiner ganzen Länge von 91 Kilometern vom Inn durchströmt wird, zu einem der vornehmsten, gesuchtesten Kurgelände des Kontinents geschaffen. Es scheidet sich scharf in zwei Teile, das Unterengadin, von etwa 1000 Meter Höhe beim Eintritt in die Schweiz auf eine Strecke von 54 Kilometer bis zu 1500 Meter Höhe ansteigend. Das Oberengadin, an der „Punt Ota“ beim Dorfe Cinuskel beginnend, ist noch fast 40 Kilometer lang und erhebt sich bis zu 1800 Meter. In dieser Talmulde, die von St. Moritz bis nach Maloja reicht, findet sich alle Schönheit vereinigt, welcher das Engadin seinen Ruf als eines der malerischsten und grossartigsten Alpenländer verdankt. Sie ist die Krone des Engadins, eine reich mit Juwelen geschmückte Krone von wunderbarer Herrlichkeit und blendendem Glanze. Gleich wenn man bei Celerina die vom Inn durchflossene Charnadürraschlucht hinansteigt oder im Wagen der Rhätischen Bahn den Tunnel durch den Felsen Inn, dass des Staunens kein Ende ist. Darüber erheben sich Berge von stolzen, charaktervollen Formen und mit blinkenden Gletschern bedeckt, die sich in den Seen widerspiegeln.



BERNINA-GRUPPE.

Den Mittelpunkt bildet unstreitig St. Moritz, das, den leuchtenden Piz della Margna im Hintergrunde, am Gestade des Sees, den Eindruck einer kleinen Stadt erweckt. Oder besser den zwei Teile einer grossen Stadt. Es ist, als habe ein Riesenkind von irgend einer Residenz im Aargau und andere Badeorte des Schweizerlandes sich rühmen können, dass schon die Römer ihre Bäder und Wasser geschätzt haben, war die „Ova Cotschna“ (rotes Wasser), der Eisensäuerling von St. Moritz, schon 1500 Jahre bevor die Römer in Helvetien festen Fuss fassten, bekannt und wurde gebraucht. Offenbar ist man in der früheren Bronzezeit (oder gar in der Steinzeit) auf das Stahlwasser aufmerksam geworden. Man stellte eine mächtige Holzröhre in den Felsschutt, aus welcher die Quelle hervordrang. Und diese Quellfassung hat ihren Dienst etwa 3000 Jahre lang versehen. In ihrem Grunde fanden sich die Weihegaben — zwei Bronzeschwerter und eine

dieser Schlucht verlässt und sich plötzlich vor dem brausenden Fall sieht, in dem der Inn aus dem St. Moritzer See strömt, bietet sich den Augen ein überraschendes Bild: von dunkeln Tannenwäldungen umrahmt, ein blaugrün schimmernder, lieblicher See. Und nun zieht sich vom Innfall an bis hart an die Passhöhe von Maloja eine ununterbrochene Kette solcher Seen, verbunden durch den Lauf des

Fibula (Nadel). Die weiteren Bronzefunde von St. Moritz beweisen, dass die Gegend an der Quelle nicht nur bewohnt war, sondern auch, dass schon damals Kranke an der Mineralquelle Heilung suchten. Im Jahre 1525 besuchte sie der hochberühmte Feld-Medicus Theophrastus Bombastus Paracelsus, der die Quelle in zwei seiner Schriften allen ähnlichen weit vorangestellt. Den Veltlinerwein, den Paracelsus offenbar zu schätzen wusste, und dem er auch grosses Lob spendet, empfiehlt er den Besuchern der Heilquelle aufs wärmste als ein die Kur förderndes Mittel!

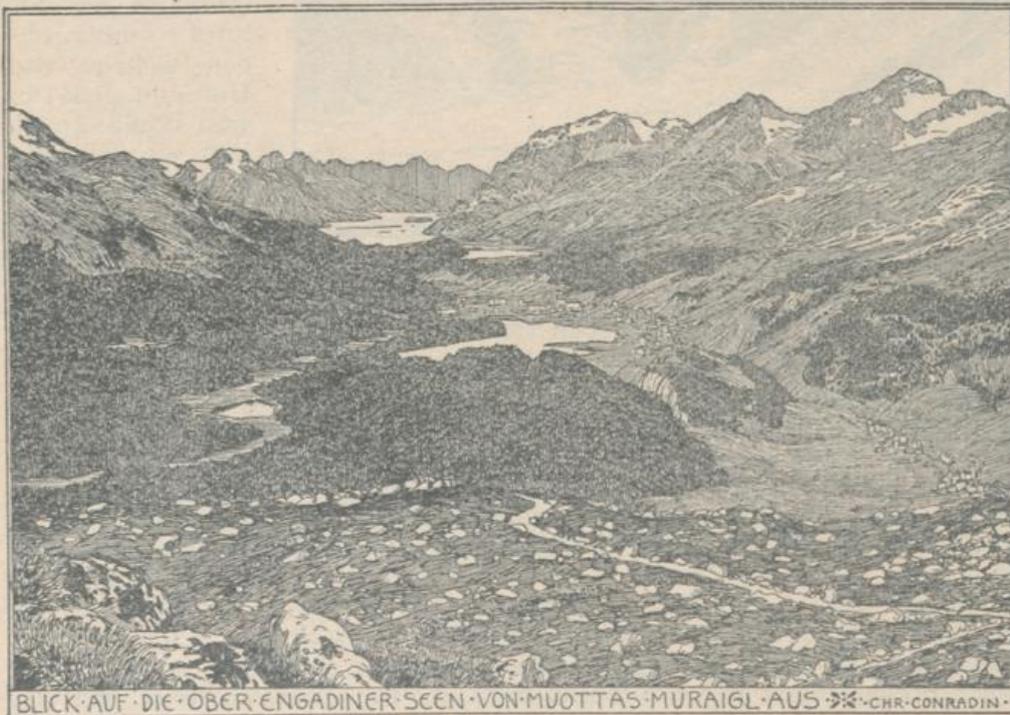
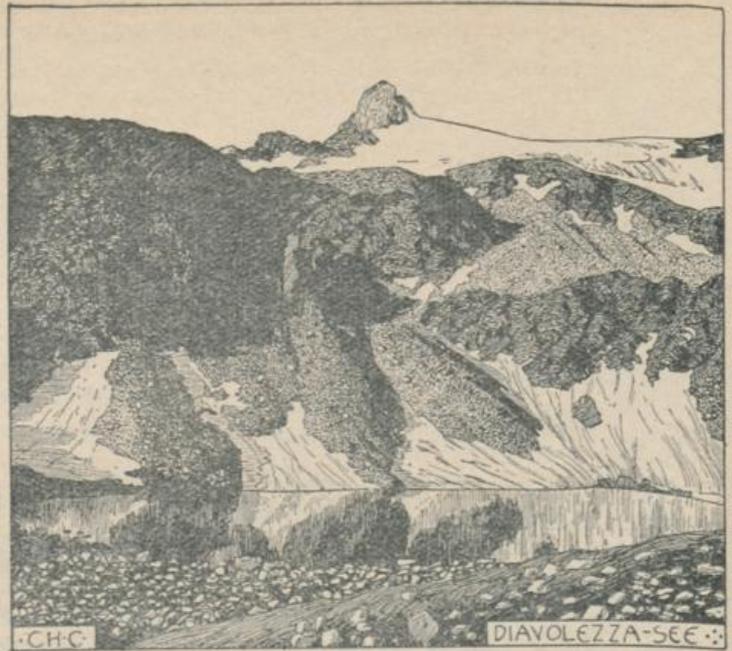
Zweierlei suchen die Menschen auch noch heute in St. Moritz: Gesundheit die einen und Gebirgsschönheit die andern. Die Waldwege in der Umgebung bieten an Schönheit ohnegleichen. Herrliche Tannenwäldchen bilden einen Kranz um den Ort und ziehen sich besonders am Rosatsch bis zu beträchtlicher Höhe hinauf. Doch den Wanderfrohen drängt es weiter hinaus: auf Crest'alta und am Hahnensee will man gewesen sein, von der Alp Laret ins Inntal und Berninatal geblickt haben. Und wieviel bietet der Winter in St. Moritz. Was möchte man zu seinem Ruhm noch hinzufügen? Und sollte man über die gesellschaftlichen Veranstaltungen zetern? Wollte man diese dort unterbinden, so ist es gerade, als ob man von uns verlangte, plötzlich eine Tranlampe zu brennen, wo wir elektrisches Licht gewöhnt sind. Ich sehe lieber schöne Toiletten, als hochzuknöpfende Lodenröcke, ich höre lieber eine gute Kurmusik, als ein verstimmtes Grammophon im Dorfwirtshaus.

Unter allen Wanderungen verdient jedoch die Krone der unvergleichlich schön Weg nach Maloja. Ein wunderbares, wehmütiges und doch erhebendes Gefühl beschleicht das Herz, wenn man sich durch niedrige Kiefern zu dem kleinen ummauerten Friedhof begibt, in dessen eisernem Pförtchen man das Kirchhoftor auf Segantinis ergreifendem Gemälde „Trost im Leid“ wiedererkennt. Dort ist auch sein Grab, inmitten der Alpenwelt, die er so geliebt. Kein Stein, keine Inschrift kündigt die Stelle, wo der Meister begraben liegt. So hat er es selbst gewünscht. Doch die Bronzevase mitten im dichten Gestrüpp trägt frischen Blumenschmuck und lässt erkennen,

das hier einer ruht, den man nicht vergessen hat

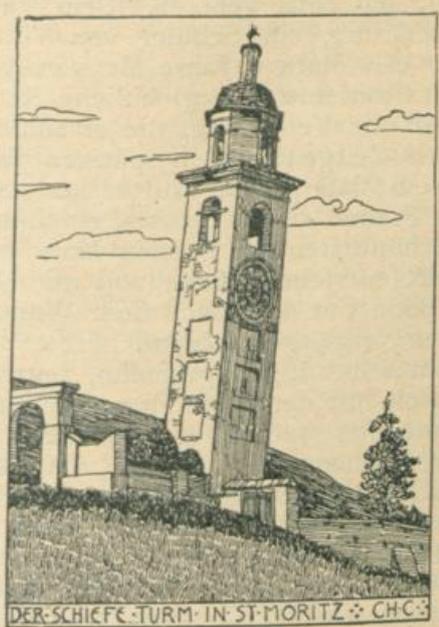
Doch wieder hinab nach Sils mit seinen alten Bauernhäusern und der Halbinsel Chasté im Silsersee, dem Lieblingsaufenthalt

Nietz'sches, der sich dort die Inspirationen für seinen „Zarathustra“ holte, und Silvaplana, das schon zu den Zeiten, als noch der Verkehr über den Julier ging, seine grosse Bedeutung hatte und heute, gleich Sils als Kurort und Wintersportsplatz einen Namen hat. Am Südrand jener breiten



BLICK AUF DIE OBER-ENGADINER SCENEN VON MUOTTAS-MURAIGL AUS

Mulde, wo die Täler des Oberengadins auseinanderlaufen, das eine über Samaden, Bevers hinab gegen Zernez, dessen mächtige Berge von fernher schimmern, das andere über Pontresina hinauf gegen Morteratsch und den Berninapass, das dritte über St. Moritz und die engadinischen Seen nach dem Maloja, liegt die etruskische Reiterkolonie Celerina, wo einstmal die Celeres auf engadinischer Hochebene für Ross und Mann Raum genug fanden, italienische Reiterstücklein weiter zu pflegen. An Grösse kann sich das Dorf weder mit dem alten Samaden messen, noch mit Pontresina, viel weniger mit St. Moritz, das sich dehnt wie ein junger Kuckuck. Im Gegenteil, das kleine sonnige Celerina, sagt Heer, ist ein Dorf, dessen Bestimmung war, dass darin ein paar hundert Menschen still und friedlich leben. Die alten Celeriner waren, obgleich hier kaum mehr etwas wächst als in den prächtigen Wiesen am Innhandhohes Gras, in den Wäldern Lärchenzapfen und Zirbelnüsse, ein Bauerngeschlecht, von dem die früheren Chronisten viel Vorteilhaftes zu sagen wissen. Diesen Bauern ging es aber wie den Indianern, als Columbus in Westindien landete, und sie sagten: wir sind entdeckt! Die Entdecker waren diesmal Gewerbe und Hotellerie. Von St. Moritz durch die Paläste am Eingang des Dorfes, es leuchtet in die volksbelebte Hauptstrasse, es rahmt den schlanken Campanile ein und es grüsst durch die romantisch verlotterten alten Häuser auf der Bergseite . . . Firnenlicht allüberall!“ Nichts charakterisiert die Lage Samadens besser als diese Worte von Heer. Aber die Bernina ist es nicht allein. Der Rundblick dehnt sich aus von Malojas pittoresker Passhöhe bis in die Nähe von Schuls-Tarasp, auf eine Länge von mehr als 50 Kilometer. Für das Golfspiel ist Samaden von kontinentaler Bedeutung.

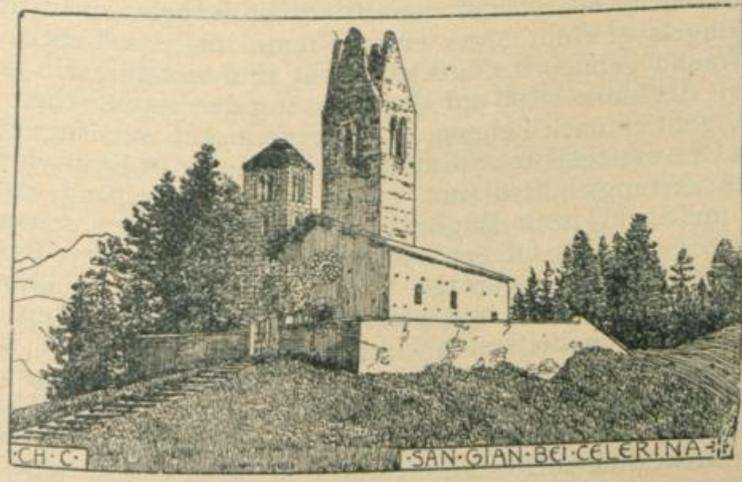


DER-SCHIEFE-TURM-IN-ST-MORITZ · CH·C·3

herab laufen die beiden weltberühmten Kunstbahnen für Bobsleighs und Skeletons, die in den Wiesen von Celerina enden. Und damit war Celerinas Bedeutung gegeben.

Zu den kleinen Spaziergängen gehört ein solcher nach der uralten Gräberkirche St. Gian mit seinem höheren, dachlosen Turm und einem zweiten kleineren, mit einer herrlichen gotischen Decke im schmucklosen Innern, ein Ort wie geschaffen für nachdenkliche Träumer.

„Samaden ist in meiner Erinnerung einfach der Ort, wo man die Bernina sieht. Ueberall, wo man durch das Dorf geht, erfasst man einen Zipfel ihres weissen Kleides; es schimmert



· CH · C · 1 · SAN-GIAN-BEI-CELERINA · 1 · 1

bleiben. Umso lieber spreche ich über die Schönheit dieser Gottesnatur, Sommer und Winter, zu einem Menschenkind, das Blicke und die bebenden Nasenflügel für das reizende am Weg hat. Ich mute Ihnen nicht zu, dass Sie das Engadin gerade im gleichen Sinn erschauen und erfassen wie ich, sondern nach Ihrer eigenen und persönlichen Art. Ihrer eigenen und persönlichen Art.

Ich möchte diesen Teil der Schilderungen mit einem Ausspruch von Heer schliessen: Was hilft der blaue Himmel, die lachende Sonne, die Fröhlichkeit der Mitmenschen, wenn man nicht das Auge und das Herz dafür besitzt. Es gibt Leute, die auch im Engadin Steinesel

Eins aber bin ich sicher: wenn Sie hier gewesen sind und wir uns wieder sehen, so werden wir miteinander stets über etwas Feines und Glückliches zu sprechen haben, über Schneeleuchten und Sonnenstrahl, die in der Seele ihre Spur nie verlieren.

Alfred Ringer / KARL MARX, DER MANN UND SEIN WERK.

Der sozialistische Gedanke ist so alt wie die Ideengeschichte der Menschheit, ja er ist älter, denn die ersten menschlichen Gemeinsiedlungen waren sozialistisch kommunistischer Natur. Erst mit der langsamen Ausbildung des Privateigentums ging die Entwicklung einen andern Weg und entfernte sich mehr und mehr von dem ursprünglichen Gemeinschaftsideal. Die Theoretiker aller

Zeiten haben der sozialen Frage und dem Sozialismus stets ihr Interesse zugewendet. Von Plato bis heute können wir die Entwicklung der sozialistischen Gedankens in allen Formen verfolgen, durch die Jahrhunderte lässt sich nachweisen, wie er die Gesellschaft befruchtet hat, wie sein Einfluss wächst, schadet und nützt. Jede Epoche suchte die soziale Frage: Welches ist die beste und gerechteste Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens? auf ihre Weise zu lösen. Für den Ausbau der heutigen sozialistischen Theorie sind die Schriften von Karl Marx entscheidend gewesen.

Karl Marx ist in Trier am 5. Mai 1818 geboren. Sein Vater war jüdischer Rechtsanwalt, erfüllt von dem Geiste der Aufklärung, ein Schüler von Voltaire und Leibniz, ein Verehrer Rousseaus, Lockes und Lessings. Als Marx 6 Jahre alt war, vollzog der Vater den Uebertritt zum Christentum. Der junge Marx verlebte eine glückliche Kindheit; sein Verhältnis zu seinen Eltern ist ein sehr herzliches. Für die Verehrung, die er seinem Vater und seiner Mutter entgegenbrachte, zeugt das Wort eines Zeitgenossen in späteren Jahren: Karl Marx hatte drei Heilige, die er verehrte; diese sind sein Vater, seine Mutter und seine Frau. Sein Vater liest mit ihm die grossen Philosophen, ein Freund seines Hauses, ein höherer preussischer Beamter, Baron von Westphalen, zeigt ihm die Schönheiten der Poesie. Marx hat sich diese Neigung sein Leben lang bewahrt, in seiner Studienzeit entstehen Bände voll mit Gedichten und Dramenentwürfen. Mit 17 Jahren geht Marx nach Bonn um dort nach dem Wunsche seines Vaters Rechtswissenschaft zu studieren, seinen eigenen Neigungen folgend hört er vor allem Philosophie und Poesie. Als Neunzehnjähriger wirbt er um seine Jugendgespielin, Jenny von Westphalen, „das schönste Mädchen von Trier“ und verlobt sich mit der Dreiundzwanzigjährigen. Er setzt dann seine Studien in Berlin fort, doch wirr und ohne Ziel studiert er und entwirft ein ganzes System des Rechts und der Metaphysik, hört höhere Mathematik, Literatur, Englisch, Italienisch. Ein Kreis älterer Freunde, die ihn mit der Hegelschen Philosophie bekannt machen, umgibt ihn. Marx will sich als Philosophieprofessor habilitieren, aber das Beispiel seines geistesverwandten Freundes, des Theologen Benno Bauer, der wegen seiner freigesinnten Theologie die *venia legendi* verliert, zeigt ihm das aussichtslose seines Planes. 1841 promoviert er zum Doktor der Philosophie mit einer Arbeit über Epikur. Mit 24 Jahren wird er Chefredakteur der radikalen Rheinischen Zeitung, die aber schon bald darauf wegen ihrer oppositionellen Tonart unterdrückt wird. Marx geht nach Paris. Mit dem Junghegelianer Ruge gibt er dort die deutsch-französischen Jahrbücher heraus und studiert den Sozialismus, dessen eigentliche Heimat damals Frankreich war. 1843 heiratet er Jenny von Westphalen und zieht ganz nach Paris. Er kommt in Berührung mit Heinrich Heine, lernt Bakunin, den russischen Anarchisten, Proudhon, den bedeutendsten Vertreter des französischen Sozialismus und Cabet, den Utopisten kennen. Von den deutsch-französischen Jahrbüchern erscheint nur eine Nummer mit einigen Aufsätzen von Marx und einem Aufsatz: „Umriss zu einer Kritik der politischen Oekonomie“ von Friedrich Engels, einem jungen Deutschen, der in England lebt. An Engels gewinnt Marx einen Freund für das Leben. Engels ist ihm stets ein treuer, selbstloser Freund geblieben, Marx verdankt ihm viel für sein geistiges Schaffen, aber auch für seine Existenz. Als Marx 1845 auf Veranlassung der preussischen Regierung aus Frankreich ausgewiesen wird, geht er nach Belgien, wo er gemeinsam mit Engels das „Kommunistische Manifest“ verfasst. Das Revolutionsjahr 1848 findet Marx wieder in Deutschland, wo er die Leitung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ übernimmt. 1849 wird die Zeitung unterdrückt, Marx wird abermals ausgewiesen und geht nach England. Um die Schulden seines Blattes bezahlen zu können, hat er das letzte verkaufen müssen. Mittellos stehen er, seine Frau und drei Kinder in der gewaltigen Weltstadt. Abermals verzagt Marx nicht, Tagebuchblätter seiner Frau geben davon rührendes Zeugnis: „er hat noch nie, selbst in den schrecklichsten Momenten, die Sicherheit der Zukunft, selbst nicht den heitersten Humor verloren.“ Mühsam, in journalistischer Tagelöhnerarbeit ernährt Marx sich und seine Familie. Engels hilft, wo er kann; um Marx überhaupt die Existenz ermöglichen zu können, bleibt er gegen seine Neigung Kaufmann, ohne es noch für seinen Unterhalt nötig zu haben. Krank, von Sorgen gequält, unter Entbehrungen arbeitet Marx unermüdlich. Er zieht sich mehr und mehr von dem lauten Getriebe des politischen Lebens zurück, in seine Studierstube. Die Klassiker der Nationalökonomie, die englischen Arbeiterverhältnisse studiert er und langsam reift ein grosses Werk heran „Zur Kritik der politischen Oekonomie“, dem 1867 der erste Band des grundlegenden Werkes „Das Kapital“ folgt. Von 1864—1872 leitet Marx die Internationale Arbeiterassoziation, zieht sich aber zurück, als die Opposition des Anarchisten Bakunin eine gemeinsame Arbeit unmöglich macht. Seit 1870 ist er kränklich, die letzten 13 Jahre seines Lebens sind ein allmähliches Erlöschen, am 14. März 1883 entschläft er. Sein Freund Engels vollendet sein Werk, dessen letzter Band 1894 erscheint.

Treffend fasst Wilbrandt seine Persönlichkeit in knappen Worten zusammen: „Ein stolzes, heroisches Leben. Stürmisch, rücksichtslos, verletzend, schroff, ungerecht und voreilig oft, leichtgläubig irrend, im Kampfe masslos, im Grunde weich und vom edelsten Feuer für die Sache. Die klugen Augen voller Spott, realpolitisch, ja macchiavellistisch skrupellos zuweilen, doch selbstsicher, geht diese Krafternatur ihre Bahnen, für die grosse Sache.“ „Er war ein Mann, nimmt alles

nur in allem“. Marx war kein Verschwörer wie Bakunin, kein Volkstribun wie Lasalle, sondern der Mann der Studierstube, ein Denker, das Herz erfüllt von grossen Idealen, durchglüht von Leidenschaft, mit jeder Faser an seinem grossen Ziel arbeitend.

Es ist selbstverständlich unmöglich, in einem kurzen Aufsatz eine Lehre zusammenzufassen, die wie die Marx'sche alle Prinzipien der ökonomischen Wissenschaft in sich vereinigt, die neben der genauesten Kenntnis der Gesetze dieser Wissenschaft eine Vertrautheit mit dem philosophischen Gedanken in ihrer höchsten Schärfe verlangt. Nur die beiden Hauptsätze dieser Lehre, die Mehrwerttheorie und das Gesetz der Expropriation werden wir kurz behandeln können.

In Marx laufen die verschiedensten Fäden der sozialen Bewegung zusammen. Mit Rodbertus gemeinsam ist er der Begründer des historischen Sozialismus. Wie Quesnay den Grundbesitzern, Smith und Ricardo den Unternehmern, so gibt Marx den Arbeitern ihr wissenschaftliches Rüstzeug. So sehr die Hegel'sche Philosophie den Ausgangspunkt des Marx'schen Denkens bildet, in so scharfem Gegensatz steht er zu ihr. Hegel ist Idealist, Marx ist Materialist. Der Grundgedanke der materialistischen Geschichtsphilosophie ist der, dass in jeder Geschichtsepoche aus den Tatsachen der Produktion mit Notwendigkeit eine bestimmte gesellschaftliche Gliederung folgt, und dass die Art der Produktion und die aus ihr entspringende gesellschaftliche Ordnung die Grundlagen für die politische und intellektuelle Geschichte abgeben. Blicken wir auf die ökonomische Entwicklung der Menschheit zurück, da sehen wir am Anfang der Wirtschaft einen vollkommenen Kommunismus, alle arbeiten gemeinsam auf gemeinsamem Grund und Boden zum gemeinsamen Vorteil. Erst allmählich entsteht ein Privateigentum und ihm folgt die Klassenbildung. Die Menschheit teilt sich in zwei Gruppen, in ausgebeutete und ausbeutende, in beherrschte und herrschende. „Der erste“, schreibt Proudhon, „der ein Grundstück einzäunte, und sagte, das ist mein! und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, ist der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Verbrechen, Krieg und Mord, wieviel Elend und Schrecken hätte derjenige unserm Geschlechte erspart, der die Pfähle ausgerissen, die Gräben verschüttet und seinen Genossen zugerufen hätte: Hütet euch diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergesst, dass die Früchte allen gehören, die Erde aber niemand!“

Im ursprünglichen Staat tritt die Ungleichheit des Besitzes anfangs nicht besonders stark hervor. Erst mit der Erkenntnis des Nutzens der Arbeitsteilung, dem Entstehen der Gewerbe, dem Einzug des Geldes in den modernen Wirtschaftsprozess und dadurch der Möglichkeit, Kapital zu sammeln, treten die Klassenunterschiede krass zutage. Aus der rechtlichen Sklaverei früherer Jahrhunderte ist die wirtschaftliche unseres Zeitalters geworden. Der Arme ist gezwungen für den Reichen zu arbeiten, wenn er überhaupt leben will. Mit der Verfeinerung der Arbeitsteilung, der Entwicklung der Grossindustrie, des Weltverkehrs wird das Kapital immer mehr zur ausschlaggebenden Macht. Im ursprünglichen Zustand, und noch in der wenig entwickelten Wirtschaft, gehört das Produkt der Arbeit dem Arbeiter ganz. Das ändert sich jetzt von Grund auf. Die Produktionsmittel, Land, Maschinen usw. sind nicht mehr in den Händen der Arbeiter, sondern der Kapitalisten, der Unternehmer. Der eigentliche Produzent aber, der Arbeiter, ist kapitallos und wird als Lohnarbeiter vom Kapitalisten abhängig.

Nehmen wir an, ein Arbeiter arbeitet 10 Stunden an einem Produkt. Er müsste von seinem Arbeitgeber also das Erzeugnis des Wertes seiner Arbeit erhalten. Was erhält aber der Arbeiter? Seinen Lohn! Und dieser Lohn ist die Summe, mit der der Kapitalist die Arbeitskraft des Arbeiters kauft. Ihr Preis richtet sich nach dem Preisgesetz aller Waren, nämlich dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Es liegt nun durchaus im Interesse des Kapitalisten, dass der Preis niemals unter das Niveau sinkt, das der Arbeiter für die Erhaltung seines Lebens und zu seiner Fortpflanzung braucht. Andererseits wird dieses Niveau auch niemals erheblich überschritten werden, da durch die erhöhte Lebenshaltung sofort die Geburtenziffer und damit das Angebot von Arbeitskräften steigt, folglich der Preis automatisch sinkt. Der Unternehmer hat es also in seiner Hand, den Lohn des Arbeiters zu bestimmen, er wird ihm naturgemäss nur das zur Erhaltung und Fortpflanzung notwendige Minimum geben, also nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit. Wie der Ingenieur sich ausrechnet, dass ihm eine Maschine pro Pferdekraft etwa 8—10 kg Kohle am Tage kostet, so rechnet der Unternehmer sich aus, was er dem Arbeiter zahlen muss, um ihn für die Zeit der Arbeitsdauer im Zustande der Produktionsfähigkeit zu erhalten. Nun wird niemals der Wert des Arbeitsproduktes in einer Stunde gleich dem Werte der Subsistenzmittel für diese Stunde sein. In dem Beispiel, das wir gewählt haben, wird der Wert der Subsistenzmittel, sagen wir 5 Stunden betragen. Hierin ist nach Marx „das Geheimnis der kapitalistischen Produktion enthüllt“.

Während der Kapitalist das Erzeugnis für 10 Arbeitsstunden verkauft, gibt er dem Arbeiter nur den Gegenwert von 5 Arbeitsstunden und steckt den Ueberschuss ein. Der Arbeiter liefert also dem Kapitalisten 5 Stunden unbezahlte Arbeit. Diesen Ueberschuss nicht bezahlter Arbeit nennt Marx den Mehrwert. Das Streben des Kapitalisten wird es nun sein, diesen Mehrwert möglichst zu erhöhen.

Dieser Ausbeutungstheorie steht die Verelendungstheorie gegenüber. Immer mehr selbständige Existenzen werden durch das Vordringen des Kapitalismus beseitigt, sodass schliesslich die Masse der Produzenten als Proletarier, die nichts als ihre Arbeitskraft haben, gegenübersteht einem nach Marx immer geringer werdenden Häuflein von Kapitalisten, in deren Hand die Produktionsmittel konzentriert sind. Die Lebensbedingungen der Lohnarbeiter werden immer ungünstiger. Dadurch zeigt die Bourgeoisie ihre Unfähigkeit, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben.

Die Folge dieser Entwicklung ist auf der einen Seite ein Ueberfluss von Arbeitern ohne Beschäftigung und Existenzmittel, die sogenannte „industrielle Reservearmee“, die auf der anderen eine Ausdehnung der Produktion, ein Ueberschuss des Angebotes über die Nachfrage, Ueberproduktion oder besser Unterkonsumtion, Ueberfüllung der Märkte und Krisen. Jede Krise bewirkt eine neue Konzentrierung des Kapitals. Ein Kapitalist vernichtet viele. Mit der abnehmenden Zahl der Kapitalbesitzer wächst die Masse des Elends. Je unerträglicher dieser Zustand wird, umso eher schlägt die Stunde der Befreiung: die Expropriateure werden expropriert. „Das Proletariat ergreift die öffentliche Gewalt und verwandelt mittels dieser Gewalt die den Händen der Bourgeoisie entgleitenden gesellschaftlichen Produktionsmittel in öffentliches Eigentum. Durch diesen Akt befreit es die Produktionsmittel von ihrer bisherigen Kapitaleigenschaft und gibt ihrem gesellschaftlichen Charakter volle Freiheit sich durchzusetzen. Eine gesellschaftliche Produktion nach vorher bestimmtem Plan wird nunmehr möglich. Die Menschen, endlich Herren ihrer eigenen Art der Vergesellschaftung, werden damit zugleich Herren der Natur, Herren ihrer selbst, — frei!“ (Engels).

Das ist in knappen Zügen der Hauptinhalt der Marx'schen Lehre. Sein Werk hat, wie die Bibel, unzählige Kommentatoren und Exegeten gefunden. Er ist heftig bekämpft worden. Sicherlich hat von der ganzen Literatur des 19. Jahrhunderts kein Buch einen gleich tiefen und weitreichenden Einfluss ausgeübt.

Marx hat stets abgelehnt zu sagen, wie die sozialistische Gesellschaft aussehen werde. Er hat immer wieder die Notwendigkeit einer organischen Umbildung des Gesellschaftszustandes dargetan, dabei aber die Sinnlosigkeit jeder gewaltsamen Revolution betont. Stets meint er nur Evolution. Lebte Marx heute noch, so wäre er sicher der erste, der den Massen klar machte, dass sie in verhängnisvoller Weise die politische Revolution mit der sozialen verwechseln. Die sozialistische Wirtschaft setzt mit Recht eine gesättigte, reiche, von Gütern übersprudelnde Volkswirtschaft voraus, nicht aber eine blutleere, ausgesogene, entkräftete, wie die deutsche oder die russische. In Russland z. B., hat sich der Marx'sche Mehrwert schon längst, dank der hohen Löhne und der ungenügenden Arbeitszeit, in einen Fehlwert verwandelt: Das sozialisierte Kapital, anstatt der Gesellschaft zu nützen, Werte zu schaffen, ist auf dem besten Wege sich selbst durch eine sinnlose Wirtschaftspolitik zu verzehren.

Aber sehen wir von allen Irrungen ab, so hat der Sozialismus, wie wir ihn auch immer definieren mögen, grosse Fortschritte gemacht. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass er ein Ideal ist, das nur durch lange Erziehung verwirklicht werden kann. Was davon zur Verwirklichung fähig ist, wird nicht so sehr durch Parlamente oder durch die Diktatur des Proletariats verwirklicht werden dürfen, als durch organische Entwicklung. Die soziale Frage ist und bleibt im wesentlichen stets eine sittliche Frage. Sie ist aufs engste verbunden mit der Erhaltung der Kultur. Der wertvollste Bestandteil dieser Kultur ist aber die Hochhaltung echter Menschlichkeit und wahrer Freiheit, die Ehrfurcht vor treuer Arbeit und die Geringschätzung der mammonistischen Weltanschauung und des rücksichtslosen Strebertums. Verstehen wir uns diesen Kulturbegriff zu bewahren, so werden wir uns immer mehr und mehr der Verwirklichung des köstlichen Ideals nähern, das uns Goethe als den Inbegriff seiner geistigen und sittlichen Lebensarbeit aufgerichtet hat:

Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss;
Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muss.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.

Martin Braun, Vikar für die Internierten / LANDESKIRCHE, VOLKSKIRCHE,
ZUKUNFTSKIRCHE (Aus einem Vortrage in Engelberg).

Die Ankündigung, dass Kirche und Staat getrennt werden sollen, kam den christlichen Kreisen nicht überraschend, vielfach sogar nicht unerwünscht. Denn neben allen Vorteilen bestehen doch Schwierigkeiten in der Verbindung dieser beiden Lebensmächte, und man hat sie gerade in der Kirche je länger desto schwerer empfunden und auch ausgesprochen.

Es ist ein doppelter Widerspruch, der im Verhältnis zwischen dem Staat und der deutschen evangelischen Kirche — Sie werden mir gestatten, dass ich im besonderen von dieser spreche — zu Tage trat, ein politischer und ein religiöser.

Der politische Widerspruch bestand hierin: Auf der einen Seite stellte die Kirche eine Geistesgemeinschaft dar, auf der andern eine Rechtsorganisation — auf der einen Seite beanspruchte sie die christliche Freiheit, auf der andern wurde sie als Landeskirche behördlich geleitet — auf der einen Seite erkannte sie nur den einen Herrn Christus als ihren Meister an, auf der andern sah sie den Landesherrn als summus episcopus über sich.

Man hat sich stark an diesem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit gestossen. Die politische Bindung der Kirche war vielen ein Dorn im Auge und im Herzen. Die Sozialdemokraten witterten in den Pastoren bezahlte Agenten des Staatsinteresses und darum Vertreter der alten Gesellschaftsordnung — die treuen Kirchenchristen seufzten darüber, dass sie so oft gehindert waren, rein kirchliche Gesichtspunkte geltend zu machen — die Sekten schauten mit leidiger auf die bevormundete Landeskirche und hielten viel darauf, ihren Gewissenstolz auch vor Fürstenthronen zu erheben — die Freidenker hatten ihren billigen Spott über den heiligen Bürokratius im Konsistorium — und der Kirchenrechtslehrer Sohmn in Leipzig verstieg sich zu seiner berühmten These: Alles Kirchenrecht steht überhaupt im Gegensatz zu dem Wesen der Kirche.

Der andere Widerspruch, an dem die Kirche der Vergangenheit krankte, war ein religiöser: ihrem Wesen nach sollte sie Bekennergemeinschaft sein — ihrer Erscheinung nach war sie Volkskirche, d. h. „Zuwachsgemeinschaft“.¹⁾ Denn dies ist das hervorsteckendste Merkmal der Volkskirche: die Kinder werden in sie hineingeboren und durch die Taufe offiziell in die Gemeinde aufgenommen. Mit welchem Grunde? Derb ausgedrückt, und für viele Fälle trifft es wörtlich zu: Weil die Eltern zum deutschen Volk gehören, evangelisch sind und — noch nicht den Austritt aus der Landeskirche erklärt haben! Und die Kirche soll doch in Wahrheit darstellen: eine lebendige Gemeinschaft von Gesinnungsgenossen, von Brüdern und Schwestern, die sich ganz bewusst zu ihrem Herrn und Retter bekennen!

Freilich, man suchte nachzuhelfen: Diese ganz äusserlich überkommene Mitgliedschaft soll nun durch Religionsunterricht in Kirche und Schule dem Kinde vertieft werden, bis es selbst bekennen kann, und dann in der Konfirmation seine Taufe bestätigt. Aber wer z. B. die kirchlichen Verhältnisse in den Grosstädten kennt, die Massengemeinden, wo dem einzelnen Pfarrer die Sorge für 20—30,000 Seelen aufgebürdet ist, der wird doch den schweren Gedanken nicht los: hier klafft ein grosser Widerspruch zwischen der Forderung persönlicher Wahrhaftigkeit und der Rücksicht aufs Ganze des Volkes, zwischen „Bekennergemeinschaft“ und „Volkskirche“.

Da brachte der Krieg den gewaltigen religiösen Aufschwung in seinem Beginn, und auch im Fortgang zeigte es sich: Die Kirche, wie sie bestand, konnte doch nicht so ganz unwirksam gewesen sein. Nun war sie vielen zum Erlebnis geworden. Hat sie vielleicht doch noch Aussicht auf weiteren Bestand in der alten Form? Auf einmal erschien die Verbindung von Kirche und Staat ganz erwünscht, denn sie erschloss der kirchlichen Arbeit allerhand „Zugänge, Einwirkungen, Möglichkeiten als selbstverständlich“,²⁾ die einer Freikirche nicht ohne weiteres zu Gebote stehen würden. Freilich, so optimistisch ist man im späteren Verlauf des Krieges nicht geblieben, als man dann die Erfahrung machte, dass Not ebenso fluchen lehrt als beten. Aber wir hatten doch ganz neu erkannt, mit welchen Elementen aus Heimat, Familie, Geschichte sich die Kirche verbinden muss, um volksmässig zu sein. Wir hatten „doch wenigstens einen Augenblick gesehen, was die Kirche sein könnte, wenn sie mit ihrem ganzen Leben unter uns lebte!“³⁾

* * *

Und nun sind die Zeiten so ganz andere geworden! Wir wissen, was alles geschehen ist! Kirchenfeindschaft erhebt unverhüllter denn je ihr Haupt. Im Domgottesdienst zu Berlin schreit

¹⁾ Prof. D. Mahling: a) „Ist das Ziel, welches Wichern der Volkskirche steckte, erreicht?“ Berlin 1899.

b) „Die Kirche und ihre Friedensaufgabe im Volksleben“ in Thimme, Vom inneren Frieden des deutschen Volkes, Leipzig 1916.

c) „Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der Kirche“ in der Monatsschrift für Pastoraltheologie. Juni 1918, S. 267 ff.

²⁾ Oberhofprediger D. Dryander in d. Monatsschrift „Der Panther“, Jan. 1917.

³⁾ Schowalter, Die Kirche als Erlebnis im Kriege, Halle a. S., 1917, S. 118.

ein Christusleugner unflätige Schmähungen dem greisen Prediger ins Gesicht. Das „Komitee Konfessionslos“ rüstet zu neuen Kriegen und treibt stärkste Agitation für den Austritt aus der Landeskirche.

Man fragt sich: wozu? Adolf Hoffmann hat sich doch ehrlich bemüht, ganze Arbeit zu machen, und wenn er auch nicht mit einem Federstrich die Trennung von Staat und Kirche vollziehen konnte — ausgesprochen ist sie einmal, und es bleibt nur die Frage, in welchem Tempo die Entwicklung vor sich gehen und in welchem Geist die dann herrschende Regierung sie behandeln wird. Offiziell ist alles eingeleitet.

„Wozu diese Bemühungen der Regierung?“ fragt man wieder, da und dort. „Ist's nicht mit der Staatskirche sowieso vorbei seit der Abdankung des Kaisers? Der Oberkirchenrat, die Konsistorien haben doch ohne Landesherrn keine rechtliche Stütze mehr!“ Die Meinungen darüber gehen noch auseinander. Wie die juristische Lage auch sei — Hoffmann wollte jedenfalls mit seinem Erlass gründliche Arbeit tun und sowohl Landeskirche als Volkskirche auflösen.

Wir wollen einmal ganz objektiv betrachten, worum es sich bei der Trennung handelt. Wir wollen dabei die Vorteile und Nachteile für die Kirche gegenüberstellen. Dass grosse Vorteile durch die Verbindung mit dem Staate auch auf kirchlicher Seite zu buchen waren, das hatten wir häufig unter den grossen Nachteilen, an denen wir so schwer trugen, vergessen. Erst jetzt tritt die Frage mit all ihren Seiten und Schärfen vor unsere Augen.

Zunächst handelt es sich, um beim Aeusseren anzufangen, um eine Finanzfrage. Sie muss in rechtsgültigen gesetzlichen Formen gelöst werden. Denn „die Gewährung von zirka 27 Mill. Mark an die Kirche ruht auf der gesetzlichen Verpflichtung des Staates, sie für die nach 1807 von ihm eingezogenen Kirchen-Güter zu entschädigen. Diese Verpflichtung ist aber völlig unabhängig von der Staatsform und muss auch von einer Republik anerkannt und erfüllt werden, wenn sie sich nicht des grössten Rechtsbruches schuldig machen will“ — so schreibt ein preussischer Generalsuperintendent¹⁾. Aehnlich ist die Lage in Württemberg. Vom Herzog Christoph her, dem Gründer des Tübinger Stifts, bestand ein hohes Kirchenvermögen an Wäldern, Aeckern, Weinbergen, Häusern. „König Friedrich hat im Jahre 1806 dieses Kirchenvermögen mit dem Staatsgut vereinigt, jedoch dabei feierlich versprochen, dass er und seine Nachfolger vollauf für die Kirche sorgen wollen.“²⁾ Ueberdies werden die der Kirche gewährten Beihilfen — wie die Bonner theol. Fakultät erklärt — „allein schon von den Aufwendungen der Inneren Mission für Kranke und Notleidende aller Art durch die Bereitstellung eines nach Zehntausenden zählenden Pflegepersonals . . . um ein Mehrfaches übertroffen“. Ebenso wie die „Aufwendung staatlicher Mittel“ für die Zwecke der Kirche soll auch die „Anwendung staatlicher Machtmittel“ für die Einziehung der Kirchensteuern aufgehoben werden. Die Nachteile liegen auf der Hand. Wir sind verarmt, den Gemeindegliedern wird man keine starken Steuern zumuten wollen. Und doch, wir werden staunen, wieviel sie leisten werden! Es ist der Vorteil der Sache, dass sich nun zeigt, was dem einzelnen seine Kirche wert ist.

Sodann geht es um eine Verfassungs- und Verwaltungsfrage. Die kirchlichen Behörden bleiben nicht mehr zugleich Staatsbehörden. Ja, die Kirchen sollen ihren Oeffentlichen Korporations-Charakter verlieren und unter die Vereinspolizei treten. Das würde nach dem Kirchenrechtslehrer D. Kahl u. a. heissen: Versammlungen, Amtshandlungen, Umzüge, Glockenläuten sind anzumelden, Schenkungen dürfen nicht ohne weiteres angenommen werden. Der Staat kehrt sich nicht mehr am kirchlichen Feiertagswesen, er gewährt keinen strafrechtlichen Schutz bei Gotteslästerung, bei Störung des Gottesdienstes und des Gräberfriedens. Es gibt auch keinen Schutz mehr zur Wahrung der Gleichberechtigung unter den Kirchen, bei Konfessionswechsel, bei der Kindererziehung in gemischten Ehen. Man kann aber hoffen, dass diese Frage noch eine andere Erledigung findet, etwa so, wie sie Burckhardt-Schatzmann³⁾ in Basel durchgesetzt hat, wo die Kirche ihre weitere Anerkennung als öffentlich-rechtliches Institut bekam. Als Vorteil ist dabei zu vermerken: Die neugewonnene Selbständigkeit der Kirche, keine Bevormundung mehr, Bewegungsfreiheit gegenüber dem Staat, die Pastoren brauchen nicht mehr als „Regierungsknechte“ unpopulär zu sein, es findet reinliche Scheidung statt zwischen Politik und Religion.

Drittens ist die Trennungsfrage eine Universitätsfrage. Was geschieht mit den theologischen Fakultäten? Führende Akademiker haben sich dahin ausgesprochen, dass ihr Verlust eine schwere Verarmung des wissenschaftlichen Lebens heraufführen würde. Der Staat erspart nichts, wenn er sie aufhebt, denn die einzelnen Lehrdisziplinen würden entweder in die philosophische Fakultät übergehen oder als eine nichtkonfessionelle „Fakultät für Religionswissenschaft“ erscheinen. Aber der Kirche wäre eine neue Finanzlast aufgebürdet, indem sie besondere Seminarien für ihre Theologen schaffen müsste.

¹⁾ Der nach einer Zeitungsmeldung von den Polen verhaftete D. Blau-Posen, im Reichsboten No. 605, 30. 11. 1918.

²⁾ Prof. D. Dr. Würster-Tübingen in einem Flugblatt: „Wehre dich für deine ev. Kirche!“

³⁾ Carl Christoph Burckhardt, „Neuzeitliche Wandlungen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Schweiz“, Abdr. aus d. „Polit. Jahrb. der Schweiz. Eidgenossenschaft“, 1910. in B's „Schriften und Vorträgen“, Basel 1917. Helbing und Lichtenhahn.

Ferner handelt es sich um eine Erziehungs- und Schulfrage. Wird der pflichtmässige Religionsunterricht aufgehoben, so ist's mit dem Charakter der Kirche als einer Volkskirche vorbei. Die Religion verliert gewaltig an Reichweite; denn mochte der Unterricht darin im einzelnen Fall noch so dürftig sein — es blieb doch kein Deutscher ohne Berührung mit dem Evangelium. Und das Evangelium galt bisher noch als wertvollstes Mittel zur Charaktererziehung. Man wendet ein: die Kirche kann ja nun besondere Religionsstunden ganz nach ihrem Sinn einrichten, freilich auch auf ihre Kosten und mit ihren Kräften! Gewiss, und sie wird's schon tun. Aber an diesem Punkt zeigt es sich doch ganz deutlich, dass nicht nur eine Trennung von Staat und Kirche, sondern auch von Staat und Religion beabsichtigt ist. Und das berührt schmerzlich.

Hier wird's klar: die ganze Frage ist eine Kulturfrage! Darum geht es, ob die Kirche weiter nichts sein kann, als eine „nutzlose Kostgängerin“ des Staates, oder ob sie ihm nicht vielmehr hohe Werte zu bieten hat. Man könnte vieles für die zweite Meinung anführen: ¹⁾ ihre Verdienste in der Liebesarbeit zunächst; wieviele Wohlfahrtsbestrebungen haben kirchliche Herkunft und sind erst im Laufe der Zeit an den Staat, die Kommunalverbände, an allgemeine humanitäre Organisationen übergegangen! Man könnte die Kirche das Gewissen des Volkes nennen, könnte bedeutende Persönlichkeiten aufzählen, die kraft ihres kirchlichen Sinnes dem sozialen Leben viel geworden sind . . . Letzten Grundes wird die Frage nach dem Kulturwert der Kirche zu einer ganz persönlichen Frage — und je nach dem jeder von uns sie löst, wird er seine Stellung finden zur beabsichtigten Trennung von Kirche und Staat und zur Schaffung der Zukunftskirche.

* * *

Ja, wie soll sich nun die Kirche der Zukunft gestalten? Hundert Vorschläge sind gemacht worden, die verschiedensten Hilfsorganisationen, Volkskirchenräte, Reichsauskunftsstellen, Trutzbündnisse, Treuvereinigungen wurden gegründet — der Oberkirchenrat in Preussen berief einen Vertrauensrat aus Laien, da die Generalsynode jetzt schwerlich zusammentreten kann — dieser legte förmliche Verwahrung gegen den Regierungserlass ein und verlangte wenigstens den Versuch einer Verständigung. Zu sagen, wie die Entscheidung einmal fallen wird, ist gegenwärtig unmöglich. Wir werden wohl auch diese Verhältnisse erst nach der Tagung der Nationalversammlung überschauen. Aber die Frage will doch in Angriff genommen sein, und können wir sie noch nicht praktisch lösen, so wollen wir sie theoretisch zu klären suchen. Und zwar von Grund aus. Gemäss unserer Erkenntnis vom innersten Wesen evangelisch-christlicher Religion und Kirche stellen wir folgende Forderungen an die Kirche der Zukunft:

1. Sie muss von ihrer religiösen Kraft, von ihrem lebendigen Glauben ein wahrhaftiges Zeugnis geben!
2. Sie muss in ernster Arbeit an sich, an ihren Gliedern, am Volk werbende Liebe beweisen!

Wenn wir nun aber versuchen, diese Forderungen in die Tat umzusetzen, eine lebendige Organisation nach diesen Grundsätzen zu schaffen, so wird sich gleich eine Schwierigkeit zeigen. Unsere Losung besteht eben aus zwei Teilen, die miteinander ausgeglichen werden müssen: hier wahrhaftiges Zeugnis — da werbende Liebe. Worauf ist der Nachdruck zu legen, auf die Liebe oder auf die Wahrhaftigkeit, auf das Soziale oder auf das Konfessionelle?

Die einen gehen aus vom Gedanken der suchenden Liebe, der Arbeit fürs Volk. ²⁾ Wenn wir uns zurückziehen vom Volksganzen — so heisst es bei ihnen — werden dadurch die übrigen zu Heiden gestempelt. Das darf nicht sein. Wir dürfen keinen Anknüpfungspunkt aufgeben. Auch wenn die subjektive Stellung der Menschen durch nichts weiter zum Ausdruck kommt als durch das „Nichtvorhandensein des Willens, aus der Kirche auszutreten“. Aber bei den meisten ist ja regere Anteilnahme da, sie weiss sich oftmals nur nicht zu äussern, meint man. Das Volk in seiner grossen Mehrheit will die Religion erhalten und sie nicht als ein „wertlos gewordenes Gerümpel“ beim Neubau des Staates austun. So folgerte die „Frankfurter Zeitung“ ³⁾ für die Kirche geradezu die Pflicht, Volkskirche zu bleiben. Eine Volkskirche in diesem Sinne muss nun das Bekenntnis fallen lassen, sie muss dementsprechend die Kindertaufe fallen lassen, weil unter den neuen Umständen der pflichtmässige Religionsunterricht fortbleibt, sie wird zum Sprechsaal religiöser Meinungen, zur Philosophenschule ohne feste Organisation. Der eigentliche Gedanke der Kirche: Gemeinschaft von Zeugen lebendiger Religiosität — geht dabei verloren. Und den würde ein sehr grosser Teil unserer Volksgenossen sich nicht nehmen lassen. Man würde dann zu neuen Gründungen innerhalb oder ausserhalb dieser Volkskirche schreiten. Wir bekämen genau denselben Zustand, unter dem wir bisher gelitten haben. Ja, das Gute, was wir an der alten Volkskirche noch anerkennen mussten und worauf der neue Plan abzielt: Umfassung des ganzen Volkes mit werbender Kraft, wäre noch sehr beeinträchtigt, da die Kirche an vielen Mitteln und Möglichkeiten ärmer sein wird.

¹⁾ D. Schneider, „Was leistet die Kirche dem Staat?“ Gütersloh 1918.

²⁾ Vergl. dazu die Beratungen der bernischen Kirchensynode vom 17.—18. Dez. 1918.

³⁾ Friedrich Curtius, „Demokratie und Kirche“, No. 357, 25. Dez. 1918.

Nun der andere Standpunkt: Beim Neubau muss grundsätzliche, volle Klarheit herrschen. Wir haben die unbedingte Pflicht zur Wahrhaftigkeit, sonst sind die Folgen unabsehbar. Das Bekenntnis der Gemeinde muss zum Gesichtspunkt aller Neuordnung werden. Hier würde sich dann folgende Entwicklung ergeben: Da kein Bekenntnis gefunden werden kann, unter dem sich alle vereinigen, so entstehen einzelne selbständige, freie Kirchen, vereinsmässig organisiert, je nach ihrem Prinzip im besonderen gestaltet. Von vornherein wären etwa drei oder vier ev. Kirchengebilde zu erwarten, die Zersplitterung würde aber sicherlich noch weiter gehen. Es müsste dann ein Zweckverband der Freikirchen geschaffen werden, der die äusseren Angelegenheiten regelt, soweit sie sich eben gemeinsam regeln lassen, und der eine Gesamtvertretung nach aussen hin übernimmt. Schwierigkeiten bedeuten dabei folgende Fragen: Wie gestaltet jede Kirche ihr Verhältnis zur Schule? Wie bildet sie ihre Theologen aus? Wie erhält sie gerechten Anteil am gemeinsamen Kirchengut? Wie hat sie die Möglichkeit, ihre versprengten Glieder, z. B. die Deutschen im Auslande, zu erreichen? Vorteile wären unstreitig: die persönliche Entschiedenheit und Lebendigkeit innerhalb der Gemeinden.

Diese beiden Konstruktionen einer Zukunftskirche befriedigen noch nicht, weil sie nicht beiden Forderungen gleichmässig genug gerecht werden. Aber ich muss sagen, der Ansatz der zweiten Lösung erscheint mir gesünder und lebensfähiger. Ich möchte ihn darum verwerten, wenn ich nun nach einer neuen Verbindung beider Prinzipien suche. Diese könnte sich folgendermassen gestalten:

Unsere erste Forderung verlangt von der Kirche der Zukunft ein klares Zeugnis, ein Bekenntnis zu den religiösen Kräften, die in ihr lebendig sind. Darum muss sie Kirche sein, d. h. Glaubensgemeinschaft — Freikirche — Kirche von Bekennern. So weit also Uebereinstimmung mit dem andern Vorschlag.

Unsere zweite Forderung verlangt werbende Kraft und suchende Liebe. Darum muss die Kirche so umfassend als möglich werden, so umfassend als es nur irgend die Wahrhaftigkeit zulässt. Wie kann dieser umfassende Charakter der Kirche mit ihrer bekenntnismässigen Glaubensstellung in Einklang kommen? Nur auf dem Wege über die Persönlichkeit.

Es gehört dazu, dass die religiöse Tat des Bekennens bei Pfarrern und Laien gewertet wird und nicht „das Bekenntnis“ als ein „sachlich für sich bestehendes, von der Person losgelöstes Etwas“¹⁾ Weder eine intellektualistische Formulierung, noch ein rechtlicher Zwang, noch ein liturgisches Pathos darf zur Hauptsache werden, sondern es gilt das persönliche Erleben, das nicht in unwissenschaftlicher Ueberhebung den religiösen Reichtum der Führer und Väter verkennt, das sich dankbar Richtung und Ziel weisen lässt und so auch aus der Geschichte und aus dem gegenwärtigen Bestande der kirchlichen Glaubenserfahrung schöpferische Antriebe zu entnehmen weiss. Der Bekenntnischarakter der Kirche muss sozialer werden, und er kann es nur werden auf dem Wege über die Persönlichkeit. Würde diese Auffassung nur allgemeiner sein, man brauchte sich dann nicht erst um den an und für sich vorzüglichen Vorschlag²⁾ der Professoren Schmitz und Heim in Münster zu streiten, die in richtiger Erkenntnis der Zeitlage nur „eine knappe, klare, herzmässige Losung“ empfehlen, „um die sich alle die sammeln können, die mit dazu gehören wollen. Dazu aber bietet sich das älteste Bekenntnis der Christenheit, das urchristliche Grundbekenntnis zum Auferstandenen: ‚Jesus ist der Herr!‘ aus dem Neuen Testament heraus ganz von selber an.“ Unter dieser Losung, die schon in früheren kirchlichen Kämpfen eine Rolle gespielt hat, liesse sich wohl eine „Freie evangelische Volkskirche“ gründen, deren verschiedenen Richtungen von vornherein gestattet wäre, sich in selbständigen „Gemeindeverbänden“ zu organisieren.³⁾

Der möglichst umfassende und dabei doch bekenntnismässige Charakter der Kirche muss sich sodann geltend machen in der volkstümlichen Ausprägung. Das muss von der Kirche gesagt werden können: sie ist auf das Ganze des Volkes eingestellt, nicht einseitig auf Stände und Klassen: Am allerwenigsten darf sie auf die Pastoren zugeschnitten sein, so als ob die Kirche nur um des Pfarrers willen da wäre! Wir brauchen eine Gemeindekirche, wir brauchen die Mithilfe der Laien! Sei es nun, dass sie in kirchlicher Berufsarbeit stehen als Gemeindeglieder, Stadtmissionare, Jugendpfleger — sei es, dass sie in freiem Dienst wirken. Wie es schon da und dort bei besonderer Gelegenheit geschah⁴⁾, wird ihnen in Zukunft immer häufiger auch die Kanzel geöffnet werden. Meine Herren, im Felde war es Ihnen sicherlich nicht ungewohnt, als Mitarbeiter und Vertreter des Pfarrers zu wirken⁵⁾. Wenn Sie heimkommen, und die kirchliche Neuordnung ist mitten im Gange — ich bitte Sie: warten Sie nicht, bis der arme Pastor auch zu Ihnen kommt und mühsam Ihre kirchlichen Beziehungen herauszufragen versucht — gehen Sie

¹⁾ Mahling a. a. O. c.) S. 266.

²⁾ Aufruf in der Zeitschrift „Licht und Leben“, Elberfeld.

³⁾ „Die Furche“ Januar 1919, S. 120.

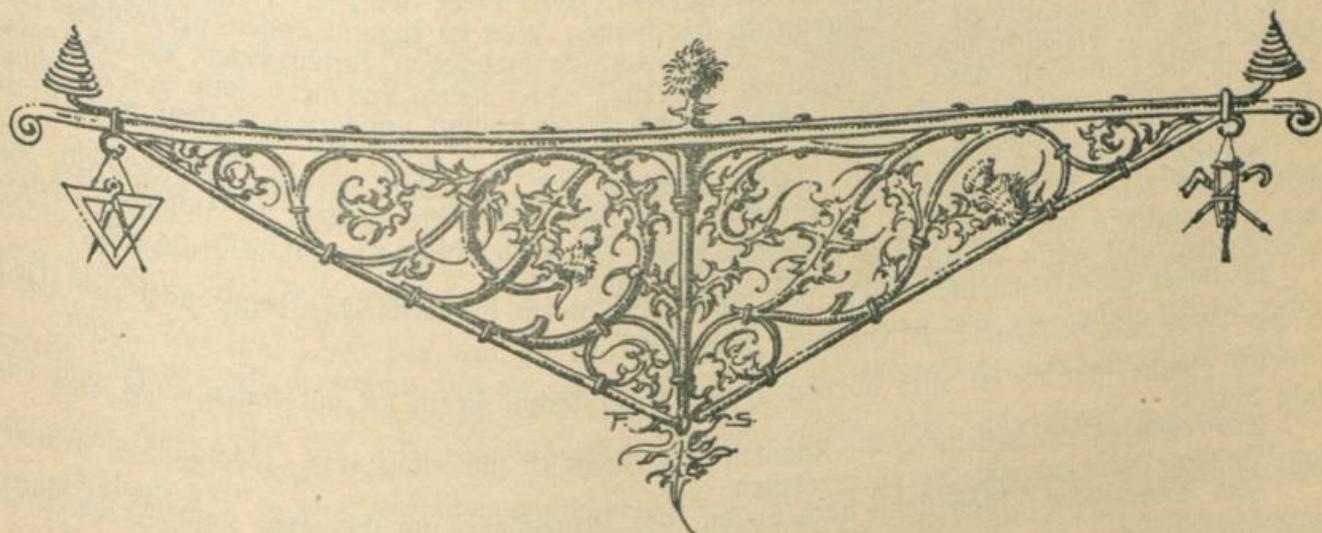
⁴⁾ Die Gemeinde Hamm berichtete z. B. von einer Reformationsfeier in der Kirche, bei der ein Beamter des Oberlandsgerichts das Eingangsgebet hielt, ein Arbeiter über „Luther und der Beruf“, ein Seminardirektor über „Luther und die Schule“, ein Oberlehrer über „Luther und die Glaubensgewissheit“ sprach. Reichsbote 1917, No. 577.

⁵⁾ „Meine Mitarbeiter in meiner Feldgemeinde“, Volksschriften zum gr. Krieg No. 118/119. Berlin 1917, Evang. Bund.

doch zu ihm: „Hier bin ich, ob wir theoretisch übereinstimmen, weiss ich nicht, aber mitarbeiten möchte ich!“ Glauben Sie, er wird Ihnen herzlich dankbar sein. Und Sie werden bei praktischem Dienst und persönlichem Zeugnis immer mehr hineinwachsen in das kirchliche Bekenntnisbewusstsein. Der soziale Charakter der Kirche muss mehr bekenntnismässig werden, wenn die beiden Grundforderungen sich ausgleichen sollen; und er kann es nur werden auf dem Wege über die Persönlichkeit.

Die Landeskirche hört auf, sie ist uns kein Problem mehr. Die Umspannung des ganzen Volkes, nach der die alte Volkskirche ihren Namen trug, wird ebenfalls aufhören — zum Leidwesen vieler. Der Zukunftskirche, wie wir sie gezeichnet haben, ist solch ein unmittelbares Verhältnis zum Volksganzen nicht gegeben; und will man auch sie „Volkskirche“ nennen, so muss man sich bewusst sein, einen neuen Sinn ins Wort zu legen.

Aber auch aus diesem Zustande der Entwicklung heraus hören wir den Gottesruf zur Treue und zur Arbeit. Ueberall im kirchlichen Leben regt sich's wie noch nie. In Protesten des Wortes und der Tat — auch von sozialdemokratischen Arbeitern — kommt es zum Ausdruck: „Wer uns unsre christliche Religion und unsre christliche Kirche nehmen will, beisst auf Granit!“ Möchten wir durch den Kampf um die Kirche zur Freude an der Kirche kommen! —



KUNST

E. W. Chemnitz / OFFENER BRIEF AN DEN VERFASSER VON ZARATHUSTRAS WIEDERKEHR. Ein Wort an die deutsche Jugend. Von einem Deutschen.

Sehr geehrter Herr!

„Ist es denn ein Unglück, dass Ihr in frische, stürmische, brausende Zeiten hinein geboren seid? Ist denn das nicht Euer Glück?“

Ja, ja und tausendmal ja! Es ist ein Glück! Und wir lassen die Köpfe nicht hängen. Wir sorgen und bangen uns nicht. Wir klagen auch nicht; überaus verhasst sind uns solche, die nun stehen und heulen und Wehschreie in die Welt senden!

Nein, wir, die wir zu denen gehören, denen „im Beginn ihrer Jugendzeit Zarathustra Prophet und Führer“ war, — wir sind nicht zurückgewichen vor dem „Leiden“, Deshalb können wir unser Leiden „Glück“ nennen, weil wir Reife wollen. Ja, wir haben ein Misstrauen gegen alles, was sich Glück heisst, weil sich zu viel Behaglichkeit, Wärme und Satttheit dahinter versteckt. Misstrauisch sind wir und voller Unruhe, und immer bereit, mit vollen Segeln auf dem Meer der Entwicklung, des Weiter-Schreitens, Fort-Schreitens zu fahren. Immer sind wir Abschied-Nehmende.

So sind wir eingestellt, gerichtet in die Zukunft. Jetzt mehr denn je. Denn niemals waren wir so jung, so unbeschwert mit Gegenwart, wie heute. Was ist Jugend anders als freudige Bereitschaft, die — vielleicht ungenossene — Gegenwart dahinzugeben, fortzuwerfen, wie ein Knabe Federn in die Luft wirft, dass der Wind sie verwehe? Oder heisst das nicht „jung sein“: süchtig sein nach der Zukunft, nicht als nach dem, was nach uns kommt, sondern nach dem, was durch uns und über uns kommt?

Sagitta: „der Pfeil, der von der Sehne schwingt...“. Wohlan, wir sind abgeschneit, wir fliegen! Wir wurden in den Sturm geworfen, und viele Magnete locken die stählerne Spitze. Aber wir jauchzen und frohlocken: denn wir ahnen das Ziel. Mag es weit sein, — wir werden es erreichen, und wenn wir uns im Kreise drehen müssten.

In dieser Gewissheit lachen wir, und treiben im Sturm, in stürmischer, brausender Zeit. Und immer wieder geben wir uns neuen Böen zum Spiel.

* * *

Ich glaube, daraus ist alles abzuleiten und zu erklären, worin ich mit Ihnen einig und uneinig bin.

Zwar will es mir scheinen, wir könnten uns eigentlich nur einig sein. Jedenfalls glaube ich, das Wesentliche so wie Sie zu verstehen.

Das Wesentliche. Man kann auch sagen: das Prinzipielle, um das, was gemeint ist, klarer herauszustellen.

Aber... Das ist es; es bleibt ein: Aber.

Zunächst: ich gebe zu, dass wir beim Beginn der Revolution — um einen festen Punkt für die allmählich schreitende Linie des Werdens zu setzen — mehr noch als beim Ausbruch des Krieges im Kollektiven untertauchten. Wir dachten, fühlten, wollten kollektivistisch. Anders ausgedrückt: wir versanken in der „Masse“. Ich scheue nicht den Schein tadelnden Nebensinns.

Denn: muss dies ein Tadel sein? In allen Fällen, ausser dem einen! Dem einen nämlich, dass wir dies alles aus dem eigenen Zwang, unserm Zwang heraus taten! Dass unsere Entwicklung ohne diese Phase nicht unsere Entwicklung war... Dass in unserm Klang der Unterton des Sozialismus enthalten sein muss!

Wäre es so, ist es so, — wo ist unsere Schuld? Sind wir nicht wir selbst geblieben?

Ob es so war, ist Glaubenssache. Ich wüsste nicht, wie es zu beweisen wäre, weil auch das kein Gegenbeweis ist, dass der Grund oder der Zweck unseres kollektivistischen Verhaltens uns unbekannt, von uns ungewusst war. Denn Sie werden sicherlich nicht die Kraft der unterbewussten Selbsthilfe bestreiten.

Das alles aber mindert in keiner Weise Ihr Verdienst, das Sie sich durch die Heraufbeschwörung Zarathustras erworben haben; dadurch dass Sie ihn zu uns sprechen liessen, der „uns heilig gewesen“, dass Sie uns an unser „eigenes Ich“ und unser „eigenes Schicksal“ gemahnten. (Ich rede hier nicht so sehr von der Form, die Ihnen Mittel sein musste, als vom Inhalt!) Sie haben getan, was Methode und Ziel jedes Künstlers und Propheten ist — und (nur) sein kann —: Indem Sie Ihr Erlebnis, Ihre Gedanken, Gefühle und Wollungen aufzeigten, uns zuriefen, rissen Sie die Unrigen aus dem Unterbewusstsein in das wache Bewusstsein. Das ist die Zarathustrische Tat!

Nun verstehen Sie meine Einschränkung. Könnte es nämlich nicht sein, dass es unser, mein Schicksal ist, dem Volke zu dienen! kollektivistisch zu wollen? Könnte es nicht sein, dass gerade die „Aufgaben“, die ein Führer — irgendeiner — vom Volke „sich geben“ lässt, seine Aufgaben sind? Das ist das Problem von der anderen Seite.

Sie sagen selbst: Etliche „aber stehen dicht im Gedränge der Tausende, und um ihre Stirnen ist Sternenluft“. Das ist wohl das Schicksal aller führerischen Menschen. Führer sein heisst: voraus sein; die andern hinter sich haben, auch: hinter sich lassen; heisst also: einsam sein.

Ist jeder „Masse“, weil er in der Masse geht? Kann es keinen — Sozialisten-Führer geben (verallgemeinert: keinen politischen Führer)? Und wenn einer den Kommunismus — (ich mache Ihnen den Vorwurf, dass Sie ihn zu billig und zu karg abtun!) — den Kommunismus predigt, kann aus ihm nicht jene Stimme klingen, „die Jeder heimlich in der eignen Brust vernimmt, zu Stunden, wo Gott in ihm ist“?

Ich glaube, Sie werden diese Fragen mit einem Ja! beantworten. Wohl mit einem ungeduldigen Ja; denn Sie wollen fortfahren: Alles dies bestreite ich keineswegs! Seid, was Ihr seid! Aber seid es entschieden! Erkennt es auch! Nennt Euch und Euer Streben mit dem rechten Namen, dem ehrlichen Namen! Muss ich Euch noch einmal daran erinnern, „welch eine hübsche Sache die Ehrlichkeit ist“?

Ich meine, so müssten Sie antworten. Denn in dem Hervorkehren dieses Gesetzes — Zarathustra kennt kein Gebot! — sehe ich die Wirkung der zarathustrischen Tat, die Wirkung Ihrer Schrift auf uns.

Sie haben den Pfeil auf die Sehne zurückgelegt. Nun mag er sich von neuem davonschwingen — und: er sich davonschwingen —, nun mag er sich in den Sturm werfen! Das Ziel ist immer da.

Das ist es. Sie zwangen uns zu der Frage: Haben wir das Ziel vielleicht in uns? Sei es nah oder fern, wir werden es erreichen! jauchzten und frohlockten wir. Und wenn wir uns im Kreise drehen müssten! jubelten wir übermütig und ahnungsvoll.

Nun wissen wir wieder: wir sind im Kreis, sind im eigenen Schicksal eingeschlossen. Deshalb lachen wir in stürmischer, brausender Zeit. Kann es uns noch gefährlich werden, wenn wir uns immer neuen Stürmen zum Spiel geben? Wir treiben ja nicht hierhin und dorthin; wir sind bei uns!

Zarathustra wird uns lieben, wenn wir trotzig darauf bestehen: Wir sind bei uns, aber auf unsere eigene Art! Wir wollen unser Schicksal in uns hineinzwingen, dass es eins mit uns werde, dass es uns reife!

Wohl, wir sind erst „am Anfang des Weges“; aber wir sind entschlossen, den Weg zu gehen. Werden wir verstehen, ihn so „kurz und gerade zu wählen“, so „geradeaus zu gehen“, wie jene, die „nahe der Schicksalsreife gekommen sind“?

Jene sind nahe der Tat, die aus der Schicksalsreife springt. Sie sind das sichtbarste Zeichen der Zeitwende.

Deshalb gibt es eine Verbindung von uns zu ihnen: wir achten sie! Und leicht kann es sein, dass wir zu ihnen hinüberspringen möchten. Es zieht uns zur Tat!

Wenn wir ihrer gedenken, werden wir am deutlichsten inne, dass wir nach „Zarathustras Wiederkehr“ wieder am Anfang stehen. Wahrlich, „Verzweiflung ist nicht Heldentum“! Diese Lehre des Krieges — hatten wir sie vergessen?

Ja, wir hatten vieles vergessen, und manche von uns waren wohl in der Gefahr, sich selbst zu vergessen.

Da riefen Sie den alten, ehrfurchtgebietenden Namen: Zarathustra! Und jeder von uns hörte sich mit seinem eigenen Namen gerufen!

Nun mögen wir neu beginnen! Nicht nur klüger sind wir als vordem, sondern auch selbstsicherer. Wir wollen sein, was wir sind! Und, nicht wahr?, wenn es unser Schicksal ist, „Weltverbesserer“ auf unsere Weise.

* * *

Dies musste ich Ihnen sagen. Und ich musste es hier sagen, weil ich erstens Ihren Namen nicht kenne, und weil zweitens die Art meines durch Ihre Schrift veranlassten Erlebnisses von einiger symptomatischer Bedeutung ist, wie ich aus der Zustimmung meiner Freunde schliessen darf.

Es wird Sie nicht verwundern, wenn ich zum Schluss aus dem Kapitel „Vom Baum am Berge“ zitiere:

„Ich kenne deine Gefahr. Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf deine Liebe und Hoffnung nicht weg!“

„Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!“

Ihnen ziemen keine Dankesworte; wir wollen danken durch die Tat!

E. W. Chemnitz.

Pagenstecher, Lehrer an der Kgl. Kunstakademie zu Düsseldorf / „DAS MONUMENTALE WANDBILD“ / Fortsetzung.

Ein Gewaltmensch aber kam und überbot in einem Riesenwerk das Beste und Grösste was je vorher geleistet worden war, und indem er für sich und seine Gedanken ein Geschlecht nicht von Menschen, aber von Riesen erfand, und mit ihnen die Decke und Chorwand der Sixtinischen Kapelle wie mit sich drängenden Gewitterwolken bevölkerte, wurde er der grösste Monumentalmaler seiner Zeit und für alle Zeiten hinaus. Er hiess: Michelangelo Buonarrotti und lebte von 1475—1564.

„Und sieh', und sieh', an weisser Wand,
Da kam's hervor wie Menschenhand
Und schrieb und schrieb an weisser Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand!“

Prometheus hatte den Menschen die er in Missachtung der Götter sich zum Bilde geformt hatte, als schönste Gabe das diesen entwendete lichte Feuer dargebracht, aber der finstere Mensch Buonarrotti, von den Göttern erleuchtet, erhellte die Welt mit seinem Geiste, als er durch Gestalten die nicht von der Art der Sterblichen waren, seine Riesengedanken aussprechen liess. Vor Buonarrotti's Flammenschrift verstummt das Wort, das Lob wird nichts und der Tadel erbärmlich, und es bleibt nur ein Gefühl: das der ehrfürchtigen Bewunderung und der Dankbarkeit und des Stolzes, dass ein einziger Mensch, einer, der geboren wurde wir, der da lebte und starb wie einer der Bescheidensten, ja Gewöhnlichsten von uns anderen Menschen, berufen wurde, diese Riesenarbeit zu schaffen. Er war wirklich von Gottes Gnaden, und wenn je ein Werk den Namen „Schöpfung“ verdient, dann dieses jüngste Gericht Michelangelos; wenn wir uns vor Augen stellen wollen, wie es war als Gott sprach: „Es werde Licht! Und es ward Licht!“, und wie Er „das Licht von der Finsternis schied“, dann muss man sich dieser Mauer gegenüberstellen auf deren haushoher steiler Fläche sich die Leiber der Seligen und der Verdammten, der Märtyrer und Heiligen, der Engel und Teufel wie Knäuel und Fetzen sturmgepeitschter Gewitterwolken zusammenballen, der Klärung harrend. Un mitten heraus aus diesem geordneten Durcheinander, aus diesem Auf und Ab schleudert die zürnende Titanenfaust eines Gottes der nichts von Liebe weiss, der nur von dem glühenden Wunsch beseelt ist, die zu zertreten die er unter seinen Füßen hat, flammende Blitze. Das ist das, von dem der Evang. Matth. im 10. Kap. Vers 34—36 sagt: „Ihr sollt nicht wähnen, dass ich gekommen sei, Friede zu senden auf Erden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wieder seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein!“ „Ihr seid mein nicht wert!“ ruft er denen zu, die er zerschmettert, und Shakespeares Worte aus Hamlet fallen uns ein:

„Doch, wie wir oftmals sehn vor einem Sturm:
Ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken,
Die Winde sprachlos und der Erdball drunten
Dumpf wie der Tod — mit eins zerreisst die Luft
Der grause Donner!“

Einem in wildester Bewegung erstarrten Gewitter, dessen furchtbarste Kraftentfaltung sich gerade in einem vernichtenden Blitze entladen will, gleicht diese Malerei. Hören wir, was Max Sauerlandt in seinem „Michelangelo“ sagt, einem Buche, welches den Versuch macht einige Winke für das Verständnis der Bildhauerarbeiten und Malereien Michelangelo's zu geben:

„Bei aller Handgreiflichkeit der Einzelgestaltung hat das Riesenfresko etwas grandios Phantastisches in dem seltsam willkürlichen Wechsel der Grössenmasse, in der Art, wie durch die eine intensiv aus einer plötzlichen Zornaufwallung motivierte Gebärde Christi das zentripetale Zusammenströmen der himmlischen Chöre mit einem Schlage gestaut wird — in dem geisterhaften Schwebetanz der auffahrenden Seligen, der abfahrenden Verdammten, die in ewig sich erneuernder Bewegung scheinen, wie die Eimerreihe eines endlosen Hebewerkes links sich hebt,

rechts sich senkt. Die Figur Christi ist Michelangelo's letzte grosse Figurenempfindung von geschlossener Pastosität des Bewegungsausdruckes: ein zürnend aufspringender Apoll, mit dem Schimmer apollinischer Göttlichkeit in den offenen Zügen. An der grossen Gebärde der ausstolenden rechten Hand Christi, — „Die Geste seines Fluches“, sagt Stendhal, „ist so gewaltig, dass es aussieht, als wolle er eine Lanze schleudern“ — hängt der Form und dem inneren Sinne nach die ganze Komposition wie ein Orchester an dem Taktstock des Dirigenten!“



JÜNGSTES GERICHT

Wenn ich vorhin sagte, dass vor Michelangelo's Kunst jedes Lob nichts bedeutet, jeder Tadel erbärmlich wird, so darf ich mich dennoch hier nicht enthalten einige Worte zu seinen Schöpfungen in der Sixtinischen Kapelle zu sagen. In dem jüngsten Gericht sehen Sie ohne weiteres, auch in der kleinen Abbildung, wie hervorragend Michelangelo alle Bedingungen der Flächenmalerei erfüllt. Er hält sich hier als überragender Meister an der Riesenwand ebenso sehr an die Fläche, wie er es als Jüngling in seiner kleinen Erstlingsarbeit, dem Flachrelief, der Madonna an der Treppe tat. Wenn ich dort sagen konnte, dass Michelangelo sich vollkommen an die Gesetze hielt, die nun einmal dem Flachrelief vorgeschrieben sind, dass er in der bescheidenen Arbeit über gewisse, den Verhältnissen angemessene Grenzen nicht hinausging, so beweist auch der Greis bei aller Wucht und Bewegung, bei dem sich drängenden Leben an dieser ungeheuren Wand die schier grenzenlos erscheint und dennoch für die Fülle seiner Gedanken fast zu klein, eine weise

Mässigung. Alle Gruppen stehen auf ein und derselben Ebene: Der Wandfläche. Es gibt kein Heraus- und Hineinragen über das im Verhältnis zur Flächenausdehnung stehende, erlaubte Mass. Ebenso ist die Decke behandelt.

Aus der Reihenfolge der sie schmückenden Bilder betrachten wir eines der schönsten: Die Erschaffung des Weibes. Alle Regeln des als Flächen- und Monumentalbildes gedachten Wandbildes sind beobachtet: Das übersichtliche Nebeneinanderstellen der Figuren auf einer Ebene, der grosse, einfache Ausdruck aller Gestalten, sowohl in der demütigen Furcht des erschauernden Weibes, in dessen fruchtbarem Schosse ganze Geschlechter zu schlummern scheinen, als auch in der grossen, lässigen, unbekümmerten Haltung des in einem bleiernem Schläfe liegenden jungen Titanen, der, wenn er erwacht, nicht weiss, was mit ihm vorging, schliesslich in der nachdenklichen schaffenden Gebärde Gott Vaters! Diese grosse Gebärde! Wie der mächtige Zauberer einer uralten Sage, mit einer gemurmelten Formel, einem Winke aus dem toten Nichts ein lebendes Wesen, welches fühlt und schreiet, erschafft, so hier Gott Vater. Eine einzige, noch nicht einmal



ERSCHAFFUNG DES WEIBES.

ganz vollzogene, Umdrehung seiner Rechten, ein Wink mit der Hand, genügt, um aus dem dämmernden Dunkel des Felsens hinter dem Schlafenden, wie aus einer Kulisse, ein schreitendes, denkendes Wesen „herauszuziehen“, das seinen Herrn und Meister, kaum gesehen, in Demut erkennt! Wahrhaftig, das ist gewaltig gedacht und gewaltig gekonnt. Und wie berührt es uns Deutsche! Denn nicht nur, dass hier so allmenschlich-christliche-religiöse Ideen zum Ausdruck kommen, nein auch so germanisch-heidnisch-sagenhafte! Wo ist in diesem Bilde denn etwas Romanisch-Aeusserliches, ist nicht alles echt und tief gefühlt? Wo wäre etwas, das wir nicht ganz Urdeutsch empfinden? Ist Gott Vater nicht Allvater Odin, Adam nicht ein siegfriedstarker, blondhaariger Teutone, und diese Eva mit den gesunden, saftigen Gliedern fast vom Typus einer Stalldirne, stand ihre Wiege nicht unter dem russigen Gebälk einer urgermanischen Halle? Und diese steinige Gegend, die als Moräne am Fusse eines Gletschers sich im hohen Norden hinzulagern scheint — mir stellt sich aus vielen schlummernden Bildern der alten Edda eines vor Augen, eines, das sie alle im Kerne zu umfassen scheint: Ask und Embla, Esche und Ulme sehe ich, die ersten Menschen, den Riesengletscher mit Audhumla der Kuh, Jotunheim, das Reich der Riesen, weissagende Vögel, die Werden und Vergehen aller Wesen künden, Allvater Odin, der im weiten Mantel die Welt forschend durchwandert und mit Erda Zwiesprache hält, Heimdall der gütige Vater, und dann endlich ein anderes Bild — Dr. Faust der grosse Zauberer! Was es aber auch sei, ich sehe und fühle Urgermanisches, echt Deutsches! Und ist schliesslich die Vermutung so

von der Hand zu weisen, dass in den Adern des bei Florenz geborenen Buonarroti deutsches Blut fließt? Wer sich der Geschichte Italiens erinnert und den noch heute zum Teil blonden Menschenschlag von Florenz kennt, wird diesen Gedanken nicht gleich verwerfen.

Bezüglich der gemalten Scheinarchitektur, durch welche Michelangelo die Decke gliedert, sagt Sauerlandt:

„Mit der gemalten Scheinarchitektur der Decke ist keineswegs eine Sinnenttäuschung des Betrachters durch perspektivische Kunstgriffe beabsichtigt, sie ist ein rein formales Hilfsmittel zur regelrechter Aufteilung und Organisierung des grossen in sich ganz ungegliederten Innengewölbes der Decke, ein Hilfsmittel zur statuarischen Isolierung der Thronenden. Die Erklärung, dass die Historien des Deckenspiegels die Wirkung von in ein luftiges architektonisches Gerüst eingespannten Bilderteppichen hätten, beruht absolut auf einer Selbsttäuschung. Nirgends verlässt den Betrachter im Gegenteil das sichere und beruhigende Gefühl, dass die Malereien eben nur Malereien sind, dem festen Gewölbe der Decke aufgemalt, dass es sich um ein freies Spiel der Phantasie handelt, dass dem ganzen architektonischen Apparat mit Deckenbildern, thronenden Propheten und Sibyllen, simstragenden Kinderpaaren, hochsitzenden nackten Jünglingen nur der ästhetische Schein wirklicher Existenz zukommt!“ Ja, hier ist es wirklich einmal nur „ästhetischer Schein“, keine Wirklichkeit, hier opferte der Maler die Decke nicht seinen Bildern, (er wusste wohl warum); denn er war nicht nur Maler, sondern zugleich Baumeister und achtete eine Kunst wie die andere.

Erna Rindtorff. / DÜRERS FREUNDESKREIS.

Der moderne Künstler muss nach unseren Begriffen ausgesprochene Eigenart besitzen, die wir um so mehr lieben, je mehr sie uns ein Bild feinsten Seelen- und Einzelkultur zu vermitteln vermag. Im Mittelalter und der anbrechenden Neuzeit war der Künstler nicht in erster Linie bewusste Individualität, sondern er lebte als Kind seiner Zeit mit allen Fasern seines Wesens in ihr. Seine Grösse bestand darin, die Herzerlebnisse seines Volkes, von allen verstanden, zum Ausdruck zu bringen. Nie wollte die Idee seines Werkes originell sein — denn sie lebte in aller Herzen und Munde —, sondern nur die geistige und künstlerische Verarbeitung jenes Gedankens erhob ihn unter die Grössen seiner und aller Zeiten.

Ein Künstler dieser Art war auch Dürer. Wir brauchen uns nur seine Hauptwerke zu vergegenwärtigen, um zugleich den lebendigsten Volksgeist deutscher Reformationstage vor Augen zu haben: „Ritter, Tod und Teufel“, eronnen vom deutschen Mystiker, „Melancholie“ und „Hieronymus im Gehäus“, seine Auseinandersetzung mit der Scholastik (dieser vielumstrittenen Meinung schliesse ich mich an), und vor allem „die vier Apostel“, das von ihm geschaffene Bekkennerbild der Reformation.

Das Genie allein verlieh Albrecht Dürer nicht die Meisterschaft zu solch unvergänglichen Werken. Er hätte sie nicht schaffen können, ohne den lebendigen Pulsschlag seiner Epoche herznah gespürt zu haben. Ja er lebte wirklich unmittelbar in ihr. Nicht nur weil seine Vaterstadt Nürnberg damals der geistige Mittelpunkt Deutschlands war, sondern weil die führenden Geister der Zeit ihm als Freunde nahe standen.

Eine Lebensfreundschaft verband Meister Albrecht mit dem berühmten Humanisten und Ratsherrn Willibald Pirckheimer. Dieser, ein feingebildeter Gelehrter, hatte einen Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinaus und war einer jener geistvollen Spötter, die in den „Dunkelmännerbriefen“, der berühmtesten Satire aller Zeiten, die aufgeblasene Scholastikerhohlheit in der ganzen gebildeten Welt unsterblich lächerlich gemacht hatten. Die Rache der alten Kirche bekam er bald genug zu spüren durch den Bannstrahl Roms, der ihn mit Luther zugleich traf. Nicht seine spätere Rückkehr zur alten Kirche verdunkelt uns das Charakterbild jenes Mannes, sondern die Art, wie er sie unternahm. Dieses nicht Fisch- und nicht Fleisch-Sein, diese unerträgliche Lauheit, die es mit keiner Partei verderben will und darum von niemand mehr ernst genommen wird! Wo Dürer mannhaft und frei seine Ueberzeugung offenbart, sowohl gegen die alte Kirche, als auch gegen den unreifen Gärprozess der jungen Reformation (in den Vier-Aposteln-Bildern), da greint und zetert Pirckheimer in würdelosen Klatschereien und schon nicht einmal die Frau seines Freundes. Versöhnend in diesem so ruhmlos verrinnenden Dasein ist nur der Gedanke, dass ihm viel persönliche Unbill widerfahren ist durch die Art, wie die unduldsame evangelische Geistlichkeit gegen seine Aebtissin-Schwester und ihr Clarissenkloster verfahren war, bis Melanchthon sich der bedrückten Nonnen annahm — und sein unentwegtes treues Festhalten an dem Freunde, der an Bildung und Herkunft (wenn auch nicht an Weltruhm) weit unter ihm stand.

Wenn uns nun im folgenden immer und immer wieder Namen begegnen, die in der Kirchengeschichte einen Klang haben, so rührt das nicht allein von Dürers persönlicher Frömmigkeit, von seiner Begeisterung für die anbrechende neue Epoche her. Wir müssen bei den Menschen

jener Zeit stets im Auge behalten, dass das ganze öffentliche und private Leben sich um kirchliche Dinge drehte. Glaubensfragen, die für den heutigen Staatsbürger und Theologen Randfragen sind, wie die Abendmahlsfrage, die in unsern Tagen jeder nach seinem Bedürfnis löst, standen damals im Mittelpunkt erregtester Auseinandersetzungen in allen Ländern und Ständen, schufen Hass und Verfolgung, entflammten Scheiterhaufen und Autos da fè.

In den trockenen Tagebuchaufzeichnungen der niederländischen Reise begegnen wir Namen, deren Träger jedenfalls auf Dürers Stellung zu den Zeitereignissen nachhaltigen und entscheidenden Einfluss gehabt haben. Der Leser, der sich mit diesen toten Notizen begnügen muss, weiss gar nicht, welch geistig bedeutendem Kreis Meister Albrecht in „Antorff“ (Antwerpen), Brügge u. s. w. sich angeschlossen hatte.

In den Häusern der Humanisten, deren weltberühmtes Haupt Erasmus von Rotterdam war, ging er aus und ein. Erasmus, dem Papst und Fürsten huldigten, ist uns ja vor allem bekannt als Herausgeber des Neuen Testaments nach dem griechischen Urtext. Erst der Gönner, dann der Feind Luthers, ist er uns das reinste Beispiel des Renaissancegelehrten: geistvoll und scharfsinnig, ungemein gelehrt, in der Kritik der Kirche scharf, ironisch zersetzend, oft frivol, nicht aber positiv aufbauend. Seine kirchlichen Reformpläne waren rein moralisch, daher ungenügend. Wesensnotwendig musste die Trennung eintreten zwischen seiner vorsichtigen Lauheit und dem todesmutigen Sicheinsetzen der kraftvollen Persönlichkeit Luthers. Damals, als Dürer Erasmus kennen lernte, konnte sich dieser noch in aller ziemlicher Ungefährlichkeit zugunsten Luthers äussern. Nur daraus erklärt sich Dürers naives Vertrauen auf Erasmus als den Vollender von Luthers Werk, da er jenen bei der Wartburg ermordet glaubt. Mit einer ergreifenden Wärme die sich seltsam abhebt von seinen sonstigen trockenen Berichten, ruft er in seinem Tagebuch Erasmus zu: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinführt das heilig Evangelium so klar fürtragen!... O, Erasme Roderadame, wo will tu bleiben? Hör, du Ritter Christi, reit hervor neben den Herrn Christum, beschütz die Wahrheit, erlang der Märtärer Kron...“*) Auf die persönliche Freundschaft der beiden so verschiedenen Männer, Erasmus und Dürer, gehen auch die Erasmusbilder zurück, die wir von des Künstlers Hand besitzen.

Herzlichen Umgang pflog Dürer ferner mit den Mönchen des Antwerpener Augustinerklosters, unter denen bedeutende Köpfe, Freunde Luthers, waren. Es war jenes Kloster, das nachdem die ersten evangelischen Märtyrer aus seinen Mauern scheiden sah und das vom Hass der Verfolger dem Erdboden gleich gemacht wurde.

Die niederländischen Patrizierfamilien, die Künstler und interessanten portugiesischen Kaufleute, die uns im Tagebuch noch begegnen, sind deswegen hier nicht weiter zu erwähnen, weil Einzelpersönlichkeiten von entscheidendem Einfluss nicht unter ihnen sind.

Nach Dürers Rückkehr in die Heimat tauchten neue Namen in seinem Leben auf. Die Reformation Nürnbergs, und die damit verbundene Gründung eines Gymnasiums, führten wiederum gelehrte Männer, Berühmtheiten der Zeit, in die „Weltstadt“ von 20,000 Einwohnern. Melanchthon weilte als gefeierter Gast der Stadt und der beiden Freunde, Pirkheimer und Dürer, in den Mauern. Mit seinem Leisetreten auf allen Pfaden gelang es Magister Philippus auch, alle in seinem Bann zu halten. Während es z. B. Luther schon damals mit Pirkheimer verdorben hatte, der empört und, wegen seiner feinen Schwestern, persönlich verletzt war über den schonungslosen Freimut, mit dem jener die sittlichen Zustände der Klöster aufdeckte.

Eine sehr hübsche, von Melanchthons Schwiegersohn überlieferte Anekdote für die unbekümmerte Meinung, die Dürer, der Ungelehrte, seinem gelehrten Freunde gegenüber festhielt, gibt Zucker aus dieser Zeit in seinen Dürerquellen. Bei einem Besuche Melanchthons im Pirkheimerhause in Nürnberg, entbrannte zwischen den beiden Freunden ein heftiger Streit um die Berechtigung der Zwinglischen Abendmahlsformel „das bedeutet mein Leib“ gegenüber der Luthers, „das ist mein Leib“, die sich stark der katholischen Auffassung nähert. (Luther äussert gelegentlich, dass er beim Genuss von Brot und Wein Christi Fleisch und Blut zwischen den Zähnen zermalme). Dürer, der Mann mit dem gesunden Menschenverstand, der frei war von jeder theologischen Spitzfindigkeit, neigte sich entschieden Zwingli zu. Da rief Pirkheimer schliesslich gereizt, ja malen liessen sich diese Dinge nicht, worauf Dürer schlagfertig entgegnete, die Ansicht Pirkheimers lasse sich noch nicht einmal denken.

Anders als Pirkheimer stand Dürer auch zu Eobanus Hessus, dem Herzensfreund Melanchthons, dem gelehrtesten Philologen seiner Zeit (noch gelehrter als Melanchthon) und darum zum Lehrer des Nürnberger Gymnasiums berufen. Während Pirkheimer sich ablehnend gegen Hessus verhielt, pflog Dürer mit ihm offenbar herzlichen Umgang. Sein Bild von Dürers Hand ist uns erhalten.

Es stehen noch mancherlei Namen in Dürers Leben: der des Humanisten Scheurl, der des evangelischen Pfarrers Venetorius, von dem wir ein Epithaphium auf Dürers Tod besitzen,

*) Zitiert nach dem Insel-Verlag.

der des Hans Denk, des Rektors der Sebaldusschule. Von diesem schönen, von den Frauen geliebten Schwärmer rückte Dürer allerdings ab, als jener in die Bahnen und Irrwege Karlstadts und ähnlicher radikalschwärmerischer Elemente geriet und Landesverwiesen wurde.

Die Frauen haben in Dürers Leben weder in Liebe noch in Freundschaft eine grosse Rolle gespielt. Ueber sein Weib, das er aus Vernunft geheiratet hat, äusserte er sich nicht gerade immer ehrerbietig. Man muss dabei allerdings die Zeit berücksichtigen, die der Frau nur eine untergeordnete Stellung gewährte. Das zeigt auch eine Aeusserung seines Tagebuches, wo er über eine achtzehnjährige Künstlerin, der er ein „illuminiert Plättlein“ abgekauft hat, in einer Art unwilliger Bewunderung äussert: „Ist ein gross Wunder, dass ein Weibsbild also viel machen soll.“*) Die gelehrteste und interessanteste der ihm befreundeten Frauen (wenn man diesen Ausdruck nicht modern fassen will) war entschieden Charitas Pirkheimer, die originelle Aebtissin des Clarissenklosters in Nürnberg.

Den Reformator, dessen Tat dem Zeitalter den Namen gegeben hat, kannte Dürer offenbar nicht persönlich. Aber beide Grosse tauschten manch freundlichen Briefgruss. Noch nach Dürers Tode gedachte Luther in warmen Worten des Meisters Albrecht, dessen Werke untrennbar sind von dem Geiste des grossen Zeitalters, dessen geliebtes Kind er war.

*) Tagebuch der Niederl. Reise.



E. W. Chemnitz / PHAONS TOD / E. R., der Dichterin der „Sappho“ gewidmet.

Seltsam rauschender Klang wehte mir zu im Traum,
Wehte mir zu und hing dunkel in flammender Luft.
Schmerzlich, in zartem Drang, schwellte den Purpurraum
Schmachtender Duft.

Kühler marmorner Glanz winkte vom Lorbeerhain.
Ruhvoll und ferngewandt wogte die schwankende Flut.
Zärtliches Lied zum Tanz lockte und sprang in mein
Sündiges Blut.

Roter Rosen Geglut lohte mir auf am Weg.
Einst ging ihn süss beglückt milder, geheiligter Schritt.
Reuig, in jäher Wut, taumelte ins Geheg
Irrender Tritt.

Weicher Veilchen Gewind kränzte mein blondes Haar.
Schönste der Frauen war selig in schmeichelndem Glück.
Qual nahm mich sanft und lind, trieb mich von Jahr zu Jahr, —
Kam ich zurück?

Seltsam rauschender Klang wehte mir zu im Traum,
Wehte mir zu und hing dunkel in flammender Luft.
Tödlich im Ueberschwang schwellte den weiten Raum
Schmachtender Duft.

Theodor Schulze / STRINDBERG UND DIE FRAUEN / Zum 70. Geburtstage des Dichters.

Liebe Freundin! Sie wollen „etwas von Strindberg“ haben, weil Sie in allen Zeitungen Gedankenartikel zu seinem 70. Geburtstage lesen? Es nimmt mich eigentlich wunder, dass gerade Sie, die Sie Hermann Hesse und seine zarten lyrischen Träume, seine feinen Stimmungsromane, all' das Halb'gesagte bei ihm, das leise und keusch nur Angedeutete, das Verschwimmende und Verklingende, das Zurückhaltende und Vornehme in seinem Werk so sehr lieben, Strindberg lesen wollen, der Ihnen diese Welt brutal zerstört und der das Letzte, Heimlichste und Verborgenste unserer Seele enthüllt und den tiefsten, kaum uns selbst bewussten und noch weniger eingestanden Abgrund unserer Gedanken aufreisst. Sie sagen, „man müsse sich doch mit ihm als einer anerkannten Grösse auseinandersetzen.“ So reden die Snobs, und dieses „Auseinandersetzen“ hat grosse Aehnlichkeit mit der „Auseinandersetzung“ einer Frau mit dem letzten Kleiderschnitt und der neuesten Hutmode.

Ja, Strindberg ist Mode geworden. Aus den Anschlagssäulen der Großstädte schreit es uns neben „Cinéma“ und „Fünf Uhr Thee“ und „Wahlversammlung“ entgegen: „Nach Damaskus“ oder „Inferno“. Auch die Frauen fangen an, sich ihm zu nähern. Sie sprachen ja selbst von einem „interessanten Phänomen“ und werden sich dabei in Ihrer feinen Asthetenseele gar nicht der abgrundtiefen Grausamkeit bewusst, mit der Sie (wie übrigens wir alle) das Höllenleben eines ganz Grossen kaltschnäuzig wie ein Theaterstück oder eine Zirkusattraktion betrachten. Wirklich ein interessantes Phänomen! Und Ihre Freundin „schwärmt“ sogar für Strindberg? Gesetzte einmal, Strindberg wäre wirklich der große „Frauenhasser“ gewesen, als der er in der oberflächlichen Phantasie der meisten lebt, so wäre dies ein Beweis



A. Francken / SCHATTENRISS.

keit des grossen Mannes, und nun zitieren Sie Ihre Literaturgeschichte: „Drei unglückliche Ehen machten ihn zum Misogyn.“ Liebe Freundin, wir Menschen von heute (Zeitalter der Demokratie) entbehren einer Tugend aristokratischer Zeiten: der Ehrfurcht. Denn wenn wir die hätten, würden wir nicht derartig abgegriffene Schlagworte wie „Frauenhasser“ und „Misogyn“ usw. zur Erklärung der Psyche Strindbergs anwenden, würden wir uns nicht nach einigen Theaterstücken wie „Vater“ oder „Kameraden“ berechtigt fühlen, Urteile zu fällen, die sich durch ihre Flachheit und Seichtheit lächerlich genug ausnehmen. Aber um das zu können, ist unser Selbstbewusstsein im Zeitalter der Gleichheit zu gross geworden und wir erleichtern uns das Urteil, indem wir die Distanz zu den ganz Grossen verringern und die Psyche eines Caesar mit dem gleichen Maßstab messen, wie die eines Friedrich Wilhelm Meier aus Posemel. Sie zitierten vorhin irgend einen Literaturprofessor; gestatten Sie mir, dass ich einen Philosophieprofessor zitiere, nämlich Nietzsche, der irgendwo sagt: „Sich im Grundprobleme „Mann und Weib“ zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Notwendigkeit einer ewig-feindseligen Spannung zu verleugnen, ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit, und ein Denker, der sich an dieser Stelle flach erwiesen hat, darf überhaupt als verdächtig gelten und wird in keine Tiefe hinunterkönnen.“ Man hat Strindberg als den Mann bezeichnet, als den Urmann im denkbar schärfsten Gegensatz zu dem Weibe. Ein geistvoller Feuilletonerfall; gewiss, und doch fasst er das Problem an der richtigen

dafür, wie richtig er die Frau von heute und gestern eingeschätzt hat. Denn die köstlichste und grausamste Satire, die der Dichter hätte schreiben können, wäre sicherlich die gewesen, wie die Frauen nach seinem Tode für ihn „schwärmen“. Vielleicht liegt hierin aber auch die tiefste, unfassbarste tiefste Rache der Frau, die er enthüllt und verurteilt hat, und die nun den toten Feind wie ein interessantes Tier aus unverständlicher Fabelwelt anstaunt:

„Mein Gott, welch' in teressanter Mensch!“

Sie gehören nicht zu diesen? Er hat uns erniedrigt und gehasst, sagen Sie, aber das war eine beklagenswerte Einseitig-

Stelle an. Strindberg hat den Nietzschen Antagonismus durchlebt, im wörtlichen Sinne. Drei Ehen zeugen davon. Und in einer Tiefe, die das Erlebnis über alle Besonderheit des Individuums zum Typischen emporhebt. Für ihn wurde der Antagonismus die verdeckt geheime latente Spannung zum offenen Kampfe, wie er in allem der geborene Kämpfer war. Seine Hauptstärke lag wie bei Nietzsche in der Kritik, d. h. im Kampfe gegen die gegebene Welt. Er besass den unbedingten Mut zum Nein-Sagen, wo wir andern den Mund, die Augen fein zuhalten und uns mit ein paar Kompromissgedanken vorbeidrücken. Und nirgends klingt sein Nein schärfer und unerbittlicher, niemals auch verzweiflungsvoller als wenn er vom Verhältnis zwischen Mann und Frau spricht: er zerreisst die Romeo- und Julia-Stimmung aller Dichterverlogenheit und Dichteroberflächlichkeit seit Menschengedenken und findet all' das Verlogene, Halbe, Verdeckte, Falsche, Künstliche, Erkünstelte und Sentimentale, all' die falsche Romantik, all die Lüge zwischen jedem Mann und jeder Frau. „Ach, was für ein Schwindel ist doch das Leben!“ Das uralte Liebeslied der Menschheit bekommt einen neuen, bisher unerhörten Ton: Liebe ist Kampf, Kampf bis auf's Messer. Kampf ohne Frieden. Gretchen wird zur Laura. Klassischer Fall: Die dreiaktige Brutalität „Der Vater“, trotz allem das einzige Drama der modernen Literatur, in dem fast die zeitlose Größe äschyleischer Tragik erreicht ist und in dem auch der letzte Rest von Birch-Pfeiffer-Sentimentalität, dieses Kardinalübel moderner Dramatik, ohne das auch Ibsen nicht auskommt, überwunden ist. Hier stehen sich nicht in irgendwelch' konstruierten Konflikte zwei mehr oder weniger gleichgültige Individuen gegenüber wie in Ibsens Nora (Sie wissen ja, dass der „Vater“ im bewussten Gegensatz zur „Nora“ und ihrer Monomanie, überall unterdrückte Weiber zu sehen, entstand?), hier kämpft der Mann gegen das Weib. Adam und Eva. Laura ist Eva. Und Eva ist stärker als Adam. Und deswegen unterliegt in diesem Kampfe immer der Mann, siegt immer das Weib. Denn und suchen ihn zu sich hinabzuziehen. Der Mann sinkt mit dem Weibe, das er liebt. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinab, so klingt es eintönig aus seinen grossen Dramen, aus jenen düstern „Ein Aktern“ mit „Fräulein Julie“ an der Spitze und aus dem brutalsten Buche der ganzen neueren Literatur den zwanzig Ehegeschichten „Heiraten“. Nie ist die Liebe grauenvoller- verhöhnt, nie mehr mit Schmutz beworfen und in den Kot gezogen worden, wie in diesem Buche, nie ist grössere Schmach und grössere Schande auf die Frau gehäuft, nie ist sie tiefer beleidigt und entblösst worden, nie ihre Seele gehässiger seziert. Aber wenn man recht hinhorcht, so hört man inmitten all' des lauten Hohnes, all' der groben Brutalität einen leisen und feinen Ton hindurch, der ganz anders klingt: hier wird die Liebe geschmäht, und dieser Ton verrät unergründliche Sehnsucht nach Liebe und Geliebtwerden, hier wird das Weib erniedrigt, und in diesem Tone klingt's vom Kampf bis aufs abgründigster Verzweiflung, dass man es nicht erhöhen könne, hier tönt's vom Kampf bis aufs Messer und vom ewigem Hass der Geschlechter, und dieser Ton schluchzt nach Frieden und Ruhe. Und wenn man diesen Ton weiter verfolgt, so geht er durch Strindbergs ganzes Leben, und da werden wir es inne, dass hier einer kämpft, der innerlich unendlich müde ist, dass hier einer hasst, der innerlich heisser und reiner und keuscher lieben möchte als alle andern, dass hier einer zweifelt und höhnt, der innerlich tiefer und inbrünstiger glauben möchte als wir alle. Hinter dem



A. Francken / SCHATTENRISS.

der Mann denkt: und wer denkt, wertet, und wer wertet, hat ein Gewissen; die Frau aber handelt wie jenseits von Gut und Böse, sie gleitet über alle Fussfallen des Denkens hinweg, und folgt ihren Instinkten. Und so ist sie noch stark, wenn den Mann das Denken zerbrochen hat. Laura steht aufrecht und lächelnd vor ihrem Gatten, den sie in die Zwangsjacke hat stecken lassen. Und neben Laura steht Thekla aus den „Kameraden“, die dem jungen feinen Künstler die Seele aussaugt und wegwirft. Und an sie reiht sich die endlose lange Reihe Strindberg'scher Frauen in ermüdender und doch gewaltiger Einförmigkeit: Immer wieder ist es das Katzenhafte, sich Anschmeichelnde und dann den Mann umklammernde und seine Seele Zerreisende. Seine Frauen erkennen instinktiv die Ueberlegenheit des Mannes, das Große und Hohe in seiner Seele

Naturalisten taucht ein geheimer, verborgener Romantiker auf, der die Nacktheit des Lebens nicht ertragen kann und der doch zu ehrlich ist, um die Augen zu schliessen und sich Paradiese zusammenzuträumen. Hier liegt seine Tragödie: ein Romantiker mit einem Gewissen. Er kann den Alltag nicht ertragen, mit dem er immer und überall zusammenstößt und der ihn zerbricht. Lesen Sie seine Liebesnovellen. Woran geht die Liebe zugrunde? Am Alltag, das heisst an der Ehe. Wo entsteht jener Hass und Kampf der Geschlechter: dort wo die Liebe Alltag wird: in der Ehe. Denn seine Liebe, die er in sich trägt, ist so rein, so zart, so immateriell, dass sie vor jeder Berührung mit dem Alltag und seinem Schmutze zerfliesst. Und nichts gibt es in der Welt, das sie vor diesem Schicksal bewahren könnte. Selbst Götter können es nicht. Und Indras Tochter zerbricht im „Traumspiel“ an diesem Problem. Es liegt etwas seltsam Unirdisches und zugleich etwas unendlich Reines, Zartes und Keusches in dieser Liebesidee. Fast könnte man an Novalis denken. Aber Novalis und Strindberg? Und doch stellen Sie sich Novalis in einem Pariser Salon von heute vor oder Hölderlin mit Diotima verheiratet: und Sie haben das „Inferno“. Hier liegen die Wurzeln zu Strindberg's „Frauenhass“: die Frauen konnten ihm nicht das geben, was er von ihnen verlangte, die Frauen waren kleiner und niedriger, als seine Seele sie träumte. Er war ein wilder, müder, zerrissener Kämpfer und wollte Erlösung; was er fand aber war Alltag, aufreibender, kleinlicher, nervenzerschneidender Alltag. Er suchte die Frau von morgen und fand nur die von gestern.

Th. Schulze.



Adolf Halm / „DER TAG“ / Gemälde von Ferdinand Hodler (Berner Kunst-Museum)

Wenn Hodler sein Bild „Der Tag“ nannte, so hat er m. E. damit den Tag als Vollzieher des Schicksals, oder als dessen Bühne gemeint. Jedenfalls ist die Bezeichnung nicht so zu fassen, als handle es sich hier um einen Alltags für den gewissermaßen der Sonnenaufgang das Konto eröffnet, unter das dann der Abend den Schlußstrich zieht. Dieser Tag ist nicht ein Begrenztes mit Anfang und Ende: er ist die in die Sichtbarkeit auftauchende Welle im Strome der Ewigkeit, die Welle, die aus unerforschten Fernen hervorquillt, an uns vorübergleitet und wieder in die Ferne verrinnt. In diesem Sinne könnte man das Bild ebensogut „Die Woge“ oder „Schicksal“ nennen. Denn Schicksal, Menschengeschick tritt in ihm in die Sichtbarkeit. (S. Anmerkung unten.)

Ich will versuchen, die formalen Mittel zu erschließen, mit denen Hodler sein Gemälde schuf und, wie er uns durch sie zum Nacherleben des Schicksals-Inhaltes führt.

Auf einem Rasenplatze, in dem manchmal die bloße Erde hervorschaut, ist ein großes, bläulich-weißes Linnen gebreitet. Auf diesem sitzen fünf nackte Frauengestalten. Die Bodenfläche, der Untergrund, erscheint durch die perspektivische Zeichnung dem Auge des Betrachters als eine horizontale Ebene. Mit dieser Illusion darf naturgemäß der Maler wie mit einer objektiven Realität rechnen, und Hodler tut das, bezieht diese Pseudo-Wirklichkeit als wesentlichen Faktor in seine Komposition. Wie er das tut, erkennen wir, indem wir feststellen, auf welche Art er den Untergrund durchgestaltet.

Gleich langen, schmalen und breiteren Wellen ziehen Erd- und Rasenstreifen von rechts nach links, schwingen vor, schwingen zurück, wiegen sich fort. Und das Motiv begleiten, durchflechten mitklingend die feinen Ketten von blauen Wunderblumen.

Hinter den ersten Wellenzügen, bis ganz in die Tiefe, folgen immer neue, die fortschreitend aus der Rechts-Links-Richtung überströmen in stets betontere Bogenbewegung. Schon der Vordergrund bereitet die Abwandlung vor. Der eine grüne Rasenfleck unten rechts fängt bereits die erste Welle auf und biegt sie leicht zur Rundung ab. Das heftigere Schwingen der folgenden Wogen leitet erst recht darauf hin. Entscheidend aber wirken die Enden des großen Linnentuches, welche die Silhouette des Vordergrundes halbkreisförmig ausschneiden. Das Motiv des nach vorne offenen Halbringes gewinnt endlich volle Ausdruckskraft bei den Frauen, in der Bewegung der Schenkel (vor allem der Unterschenkel), die nach rückwärts sich biegen und wieder nach vorne ausbeugen. Man beobachtet das ruhige Spiel des Vorflutens und Zurück-Ebbens! Es ist wie eine in Kraft gebändigte Melodie. Doch einmal stockt der ruhige Fluß. Denn zwischen der Mittelfigur und der Frau rechts von ihr fehlt die unmittelbare Verbindung. Die Unterschenkel der mittleren Gestalt sind beide nach links gelegt und geben hier allerdings eine wundervolle doppelte Bindung. Nach rechts aber sucht Hodler die Ueberleitung, die wohl da ist, aber nicht stark genug, zu verstärken, bezw. anderes zu ersetzen, nämlich durch das geschwungene weiße Tuch, das von einer Gestalt zur anderen greift. Auch stärkt er die Bindung dadurch, daß er den Blick der mittleren Gestalt nach rechts leitet. Dennoch bleibt die Lücke.

Hinter den Frauen wird das Fluten im Halbring wogender Wellen durch das Gefält des großen Tuches fortgeführt. Und endlich umgreift ein mächtig geschwungener, leuchtend-grüner Rahmen die Szene, gleichsam das ruhige Gewoge als Damm umpressend, der die Wellen nach vorne abdrängt. Da fluten sie rechts und links am Bildrande als die Enden des Leinentuches wieder vor und wallen in schönem Bogen um jede der beiden äußeren Frauengestalten herum. Und nun geschieht das, was dem Gemälde den gewaltigen Charakter gibt. Die in der horizontalen Fläche kriechenden Wellen recken sich plötzlich auf (geleitet durch die Schrägen der Oberschenkel) und gebären die großen Wogen der beiden Körper, steigen als eine starke Säule steil nach oben, trennen sich wieder, werden sanft in geneigten Frauenhäuptern, in wiegenden Armen, runden sich zu Ringen, strömen in schwingenden Leibern, rinnen in rieselnden Locken in sich selbst zurück. Drängen dann in der Fläche weiter, schieben sich nach rückwärts, stoßen sich, bäumen wilder auf in anwuchsenden Körpern, schwingen in horizontalen Kreisen (s. die Arme), brechen jääh (in den Brust- und Hüftlinien) und verbranden im Grunde. Doch noch einmal heben sie an, von rechts und links schwellen sie auf, recken sich aneinander hoch, pressen machtvoll den Leib der mittleren Frau empor, gleichen sich aus, verschwingen in die ruhigschwebende, große Gebärde der Arme und Hände. Diese Hände halten das Bild, halten die Bewegung der Wellen, die emporschlügen als Frauenleiber, über reichende Arme fortströmten und sich zu ihnen hinanreckten. Sinken diese Hände, so bricht die ganze Woge zusammen, stürzen, versinken alle Frauen.

Professor Weese hat den Sinn des Bildes dahin gefaßt, daß er von den Wandlungen des Tages vom Morgen zum Mittag und zum Abend spricht. Letzten Endes sagt er damit das Gleiche, was ich eben ableitete. Die Frauen rechts und links drücken die sanften Stimmungen des Abends aus. Die zur Rechten findet in sich selbst, in ihrer eigenen Seele das Genügen. (Man beachte, wie die Arme und die Blumenranke den Kopf nach außen abschließen). Die zur Linken drückt in der Geste des Betens stille Frömmigkeit, weiche Ergebung in den Willen Gottes oder des Geschickes aus. Die nächsten Gestalten aber ringen mit dem Schicksal. Verzweifelt decken sie die Augen mit den Händen, denn sie fürchten sich, dem brutalen Leben ins Gesicht zu sehen. Ihre wild-geschwungenen Formen, ihre krallenden oder sich streckenden Hände sind Symbole ihres Kampfes gegen die Realität.

In der mittleren Frau aber strömen von rechts und links alle Kräfte zusammen, in ihr gleichen sich weiches Gefühl und Kampfstärke zur Einheit aus. Diese Frau ist die harmonische, die das Schicksal mit ihren Händen trägt, nicht froh und leicht, ernst, in vollem Bewußtsein seiner Schwere, doch aufrecht, mit erhobenen Händen, trotzdem sie erkennt, nein, weil sie erkennt. Man fühlt, wie hinter ihrer Stirne die Gedanken wogen, wie der ganze Himmel den Arme und Hände umspannen und halten möchten, durch dieses Haupt hindurchfließt, ewig.

Wenn diese Frau in sich zerbräche, so müßten mit ihr die Gefährtinnen untergehen: wenn die Edelsten der Menschen nicht das Geschick in Händen und Herzen trügen, dann würde die ganze Menschheit in sich selbst zugrunde gehen.

Das bedeutete für mich das Gemälde Hodlers.

In den Farben verwendet Hodler, dem Bild-Inhalte entsprechend, fast nur gedämpfte Töne, wenn auch helle Farben: Fleischtöne, die von Gelb zu Ocker übergehen, hellblau, zartes Violett (beim Himmel und bei den Körperschatten), dann das starke Grün (der Rasenfläche) und Kupferrot, das er bis zu Schwarz-Braun (in den Haaren der Frauen) abwandelt. Rechts und links oben blühen am hohen Horizont, als Schicksals-Symbole, in rote Glut getauchte Berggipfel auf, von denen der zur Rechten karmin-, die beiden zur Linken zinnoberfarben sind.

Anmerkung: Schon Professor Weese (Bern) betonte in seiner Schrift über Hodler, daß der Name „Der Tag“ für höheres Verstehen nicht bindend sein könne.



AUS DEN BÜCHERN.

Gottesfrieden. Reden über Religion und Gefangenschaft von K. Bornhausen, Professor in Marburg. Erschienen 1919 im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Es ist wohl zu verstehen, wenn es dem Verfasser schwer wurde, diese 10 Reden der breiten Öffentlichkeit preiszugeben, denn sie sind in einem fein abgestimmten vollverstehenden und anspruchsvollen Kameradenkreise entstanden. Kameraden, die alle in derselben Lage denselben Kampf mit ihrem Geschicke kämpften, die aber auch die geistigen und seelischen Werte besaßen in diesem Kampfe über ihr Schicksal zu gelangen. So wurde der Führer in diesem Ringen auch zugleich der Empfangende und das Emporkämpfen zur Gottesruhe ist der Leitfaden der Reden. Der Verfasser sagt in der Einführung, es sei ein Buch vom Ich und betont, dass es ein hartes sei vom Ich zu schreiben, aber es geschehe nur der Leidensgefährten willen, die sich freiwillig mit ihm zu einem Wir vereinigen. Dieser Leidensgefährten aber sind es unzählige, und schon darum hat Professor Bornhausen ein lohnendes Opfer gebracht, seine Erkenntnis aus dem stillen Kloster und Offizierslager Mougère allen, die sein Geschick erlebten, zuzuführen.

Es ist eines der edelsten und tapfersten Werke eines deutschen Gefangenen, das unmittelbar unter dem Drucke der Gefangenschaft entstanden ist, jedenfalls bis jetzt die einzige veröffentlichte, tiefgründige Auseinandersetzung mit dem Kriegs- und Gefangenschicksal von religiös-philosophischen Standpunkte aus, darum geht es auch die an, die heute überzeugter denn je für die Befreiung der noch Gefangenen kämpfen. Diese Reden klagen stark und eindringlich an, welch große Seelen und Geister dort drüben verelenden und verkommen, wie gross der Lohn der Errettung sein wird. Es macht reich und verstehend das Büchlein, darum musste es viele Freunde finden.

Zu der in Nummer 104 der Internierten Zeitung erfolgten Besprechung des Buches „Schacht, Indische Erzählungen“ wird nachgetragen, dass das Buch von Edwin Frankfurter, Deutsche Universitätsbuchhandlung, Lausanne, verlegt worden ist, und geheftet Fr. 8.—, gebunden Fr. 10.80 kostet.

KUNSTLIEBHABER

werden darauf aufmerksam gemacht, daß von Herrn Hauptmann Zettelmeyer, Kunstgewerbeschule St. Gallen, ein Kunststeindruck „Lohnsklaven“ entworfen und auf Stein gedruckt worden ist.

Der Verkauf findet zum Besten der noch in Feindeshand befindlichen Kriegs- und Zivilgefangenen statt, die eingehenden Gelder werden der Reichszentralstelle für Kriegs- und Zivilgefangenschutz überwiesen, um die Notlage unserer verlassenem Landsleute etwas zu mildern.

Der Preis des Blattes beträgt Fr. 3.—.

Es sind außerdem 30 Exemplare auf ausgesuchtem Papier als Originalabzüge, mit Namensunterschrift des Künstlers versehen, hergestellt worden.

Der Preis dieser Blätter beträgt Fr. 10.— pro Blatt.

Alle Anfragen, Bestellungen, Geldsendungen u. s. w. sind zu richten an Herrn Oberleutnant Krems, St. Gallen, Leonhardstr. 51. In Bern liegt der Steindruck bei der Sektion X der Abteilung G der Deutschen Gesandtschaft, Effingerstr. 6a zur Ansicht aus und kann auch dort bestellt werden.

Ver-
misst!



**FRANZ,
gen. Fritz Grimsehl**

Leutnant d. R. R. Inf. Regt. 52, II. Battl.,
5. Komp., geb. den 5. Januar 1898 zu
Cuschaven, wohnhaft in Hamburg bei
der Mutter, wird seit 21. Okt. 1918 in
Frankreich vermisst.

Sollte jemand irgendwelche Angaben über sei-
nen Verbleib machen können, bitte ich freundlichst
dieselben der Mutter zuzenden zu wollen.

FRAU PROF. GRIMSEHL, HAMBURG
Finkenau 31.



TEPPICHHAUS
FORSTER & CO
BERN-BUNDHAUS
EFFINGERSTRASSE 1

Herrengarderobe

in feiner Ausführung erhält man vorteilhaft bei
R. Boese, Schneidermeister, Bern
Maulbeerstr. 5, I. Tel. 60.10. Mitglied d. Deutsch. Kriegerbds.

**TEPPICHHAUS
G. HOLLIGER & Co. A.-G. BERN**

von Werdt-Passage / Neuengasse 39

empfiehlt sich für alle Artikel für feine Innendekoration
Spezial-Abteilungen für Wolle, Jute, Kapok, Segeltücher etc. etc.

Aufmerksame und rasche Bedienung

IMPORT - EXPORT

Moderne Filzhüte

in großer Auswahl

Hutgeschäft Zurbrügg

Ecke Spitalgasse No. 2, Bern

Für Internierte Ermässigung

Buchhandlung W. Schneider & Cie.

Telephon Nr. 204 ST. GALLEN St. Leonhardstr. 6

empfiehlt sich zur Lieferung von

Büchern u. Zeitschriften jeder Wissenschaft



Aufträge nach auswärts werden prompt ausgeführt

Kataloge gratis :-: Postscheck-Konto IX/488

Rinners Wiener Café

Holländische Likör-Stube
Münchener Kindl-Keller



Täglich 4 Uhr Thee-Konzert
Abends Künstler-Konzert
6 Billards 1. St. Bachus-Stube 1. St.
Ungarische Kapelle Bérzi.

PIANOS

LIEFERT VORTEILHAFT
AUCH GEGEN BEQUEME
RATEN UND IN MIETE

F. PAPPÉ-ENNEMOSER
BERN - KRAMGASSE 54

**FEINE
GOLD- &
SILBER-
WAREN**

Fr. Hofer
Goldschmied
Bern

29 Marktgasse

Zigerli & Cie., Bern

Spitalgasse 14

Bijouterie u. Uhren. Berner Filigran

Altbewährtes
Spezial-Haus

für
Herren-Wäsche
Unterkleider, Strumpfwaren

Eug. Lenzinger

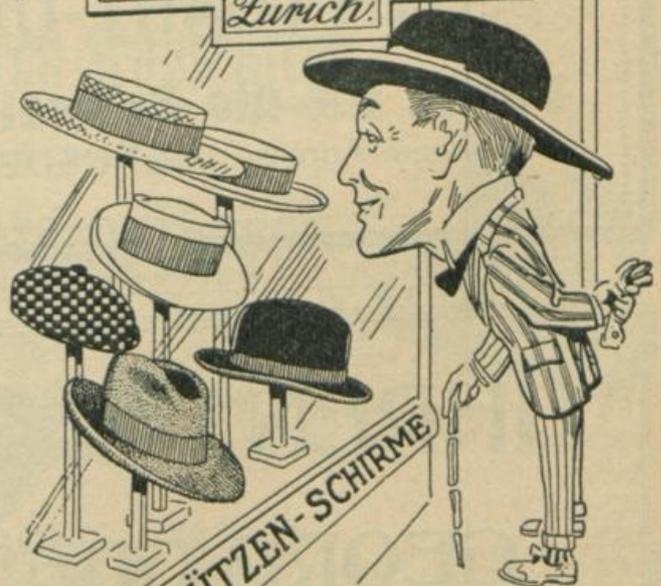
Bern, Marktgasse 50

Gegründet 1833 - Telephon 588

10 Prozent f. Internierte

Versand nach
auswärts

F. Böttcher
Limmatquai 24 u. 88.
Zürich.



HÜTE-MÜTZEN-SCHIRME

Internierte
erhalten
10% Rabatt

Welti & Lehmann, Luzern

Schweizerhofquai 4

So lange Vorrat Herren-Oberhemden *So lange Vorrat*
Nachthemden Schlafanzüge etc.
zu sehr günstigen Preisen.



MERCEDES- Personen-Kraftwagen

DAIMLER-
MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

Filliale für die Schweiz: Zürich, Börsenstr. 14

Telegramm-Adresse: MERCEDESAUTO. Telephon SELNAU 6510

UHREN



UHREN

GEORG GOESER IN ZÜRICH

UHRMACHER - BAHNHOFSTR. 78

VERTRETER DER CHRONOMETERFABRIK VACHERON & CONSTANTIN IN GENÈVE
REPARATURWERKSTÄTTE FÜR EINFACHE UND KOMPLIZIERTE UHREN

PAUL RÜCKMAR
ZÜRICH · ST. MORITZ

GRÖSSTES PELZ-
SPEZIALHAUS
IN DER SCHWEIZ

**DIE DEUTSCHEN INTERNIERTEN
IN DER SCHWEIZ**

welche ihr Schuhwerk schnell, gut
und billig besohlt haben wollen,
senden dasselbe an die

**MECHANISCHE SCHUHSOHLEREI
WERNER SELS**

ZÜRICH, ZÄHRINGERSTRASSE 18

Garantie für tadellose und solide Ausführung. Gutes Material.
Sohlen und Fleck Fr. 8.50. Handarbeit etwas mehr. Der Besitzer
ist z. Z. an der deutschen Front. Postsendungen innert Tagesfrist
retour. — Es empfiehlt sich u. bittet um geneigte Berücksichtigung

FRAU SELS / Internierte 10 Prozent Rabatt

BLUMEN - ARRANGEMENTS

ALLER ARTEN FÜR FREUD UND LEID

BLÜHENDE UND BLATTPFLANZEN

PALMEN SOWIE TRAUERKRÄNZE

ALLES IN REICHSTER AUSWAHL BEI
PROMPTER, PREISWERTER BEDIENUNG

BLUMENKRAMER · ZÜRICH

TELEPHON 1479

BAHNHOFSTR. 38



*Wäsche-
Fabrik
Zürich*

Bahnhofstraße 69

*Spezialgeschäft für feine Herren-
wäsche und Herrenmode-Artikel*

*Internierten 5 Prozent Rabatt. & Auswahlendungen
auf Wunsch bei Referenzaufgabe bereitwilligst!*



Elegante Herren-Konfektion

Auswahlendungen nach auswärts

Herren - Maßschneiderei
ersten Ranges

Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf
meine aufgedruckten Preise

A. Steidle  **Bern,** Christoffel-
gasse, Nr. 7



Erstes Spezialhaus der Schweiz
für feine Reiseartikel, Lederwaren

Ledergalanterie

Eigene Kofferfabrik.
Reparaturen schnellstens

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte
Telephon Selnau 5042 Reellste Bedienung

Julius Brann & Cie. ^{K.}/_{G.} Bern

Marktgasse 6

Marktgasse 6

Wir unterhalten
grosses Lager in warmen

Winterwaren

in nur guten Qualitäten
zu vorteilhaften Preisen.

Internierte
erhalten bedeutende
Preis-Ermäßigung!

20 eigene und angeschlossene Geschäfte in
der Schweiz • Zentralverwaltung in Zürich

**WIR EMPFEHLEN UNSERE
REICHHALTIGEN SORTIMENTE IN**

- | | |
|-----------------------------|----------------------------|
| Herren-Oberhemden, weiss | Herren-Socken |
| Herren-Oberhemden, farbig | Herren-Handschuhe . . . |
| Herren-Oberhemden, porös | Herren-Kragen |
| Herren-Trikothemden . . . | Herren-Manschetten . . . |
| Herren-Nachthemden . . . | Herren-Krawatten |
| Herren-Unterhosen | Herren-Taschentücher . . |
| Herren-Unterjacken | Herren-Portemonnaies . . |
| Herren-Hosenträger | Herren-Taschenmesser . . |

Wir unterhalten
grosses Lager in warmen

Winterwaren

in nur guten Qualitäten
zu vorteilhaften Preisen.

Internierte
erhalten bedeutende
Preis-Ermäßigung!

Auswahlsendungen nach auswärts bereitwilligst und schnellstens.

GROSCH & GREIFF A.-G.

MARKTGASSE 10 **BERN** MARKTGASSE 10

MODERNES KAUFHAUS

Grosse Auswahl in allen Bedarfsartikeln
Gute Qualitäten zu billigsten Preisen



DIE INTERNIERTEN ERHALTEN RABATT



Hotel und Restaurant Splendid-Tonhalle · Montreux

REISEARTIKEL

Koffern, Taschen, Suitcases, Lederwaren sowie

Bergsport-Artikel



K. v. Hoven, Bern

Kramgasse 45 Sattlermeister Telefon 41.51



Neues Hotel

Hirschen

St. Gallen

Modernstes Haus
a. Plätze / Besitzer

Carl Butz

BRIEGER & Co., ZÜRICH I

Telephon: Selnau 4013 / Friedensgasse 5 u. 7 / Telegr.: Briegerco

Trauerandenken in Glas und Celluloid

Andenken und Reklameartikel

BASEL!

**Alte Bayrische Bierhalle
ZUM FRANZISKANER**

Im Zentrum der Stadt. Treffpunkt d. Fremden
und Einheimischen. Vorzügl. Küche. Mittag-
fisch. Reichhaltige Speisekarte. Spezialitäten.
Bier vom Fass.

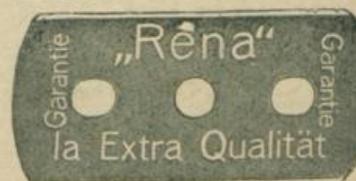
Es empfiehlt sich **CARL MAYER, Restaurateur**

Bier- u. Konzerthalle St. Clara Basel

Clarastraße 2 Inhaber: H. THÖNY-WÄLCHLI Clarastraße 2

BASELS SCHÖNSTER RESTAURATIONS-GARTEN

Täglich brillante Konzerte und Variété-Vorstellungen unter Leitung
von C. BLONDEL. Zweimal pro Monat Programm- und Künstler-
Personenwechsel. Reichhaltige Tageskarte — Mittag- und Nachessen.
Prima Getränke



Rasierklinge „RENA“

Bester Gillette - Ersatz
Sehr beliebt. Auch für
stärkste Bärte vorzüglich.
Dtzd. nur 5 Fr. (100 Stück
21 Fr.) Hochfeine Rasier-
apparate Fr. 6.75 u. 10.75

M. Scholz Stahlwaren-
Versand **Basel 2** Filiale: Stetten-Lörsch
(Baden). Prospekt gratis

Spezialhaus für moderne Schuhwaren

F. Fürst & Cie., H.-G., Bern, Spitalgasse Nr. 9



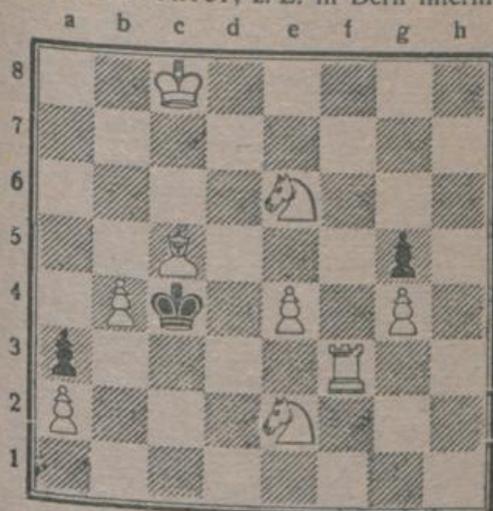
VERKAUFS-FILIALEN
IN ALLEN GRÖßEREN
SCHWEIZER STÄDTEN



SCHACHECKE

Aufgabe No. 48. Urdruck,

(Von M. Dischler, z. Z. in Bern interniert.)



Weiß

Weiss: K c8, T f3, L c5, S e2, S e6, Bauern a2, b4, e4, g4 = 9 Steine.

Schwarz: K c4, Bauern a3, g5 = 3 Steine.
Matt in drei Zügen.

Aufgabe No. 49. Urdruck.

(Von Ltn. Erlter, z. Z. in Ragaz interniert.)

Weiss: K f8, D c7, T a5, T d4, L a1, L d3
S a6, Bauern f2, h4 = 9 Steine.

Schwarz: K e5, S d6, S h5, Bauern a2, c3,
d5, e6 = 7 Steine.
Matt in zwei Zügen.

Carl Schlechter †.

Wiederum hat die Schachwelt einen sehr schweren Verlust zu beklagen, den einer ihrer Grössten, der deutsch-österreichische Grossmeister Carl Schlechter ist, erst 44-jährig, am 30. Dezember 1918 zu Budapest unerwartet gestorben. Er war einer der allerstärksten Spieler der Gegenwart, mit dem wir uns in unserer Schachcke schon öfter beschäftigt haben, zuletzt anlässlich seiner Teilnahme am Berliner Grossmeisterturnier im Oktober 1918. Dort gelang es ihm zwar nur, hinter Dr. Em. Lasker und Rubinstein den 3. Platz zu behaupten, aber in den früheren Jahren hat er ganz ausserordentliches geleistet und in vielen internationalen Turnieren Preise erhalten. Besonders erwähnenswert ist, dass sich Schlechter 1910 in einem Wettkampf dem Weltmeister Dr. Em. Lasker ebenbürtig zeigte. (Jeder von ihnen gewann eine Partie, 8 blieben unentschieden). Das war der grösste Erfolg, der Schlechters vorsichtigem, gewandtem Spiel sehr schwer gemacht, Vorteile zu erzielen, die zum Gewinn reichten. So ist er in Turnieren durch seine vielen Remispartien bekannt.

Schlechter war auch einer der grössten Schachgelehrten unserer Zeit. Seine Schachwerke,

insbesondere die von ihm bearbeitete 8. Auflage der Bilguerschen „Schachbibel“, sind berühmt und haben bleibenden Wert. Auf dem Gebiete des Problemwesens hat er gleich bedeutendes geleistet. Anschliessend bringen wir hier eine kurze Partie, die er 1898 auf dem internationalen Turnier zu Köln spielte, und die ihn im 16. Zuge als einen Meister der Kombination zeigt.

Partie No 14.

Weiss: C. Schlechter. Schwarz: W. Steinitz.
Wiener Eröffnung.

1) e2—e4 e7—e5

2) S b1—c3

Nach diesem Zug kann die Eröffnung einfach „Damenspringerspiel“ benannt werden. Sie heisst jedoch allgemein „Wiener Partie“, da sie besonders von Wiener Spielern bevorzugt wurde. Schwarz entwickelt hier am besten ebenfalls einen S.

2) S b8—c6

3) L f1—c4 S g8—f6

4) d2—d3 S c6—a5

Tempoverlust, 4) L f8—b4 ist besser.

5) S g1—e2! S a5×c4

6) d3×c4 d7—d6

Auch hier wäre es besser gewesen, den L f8 zu entwickeln, z. B. nach 5c.

7) 0—0 L c8—e6

8) b2—b3 c7—c6

9) D d1—d3 L f8—e7

10) L c1—g5 h7—h6

Weiss steht besser, denn ein Angriff in der d-Linie muss gefährlich werden, wie sich bald zeigt.

11) L g5×f6 L e7×f6

12) T a1—d1! L f6—e7

13) c4—c5! d6×c5

14) D d3—g3 L e7—d6

15) D g3×g7 K e8—e7

16) S e2—f4!

Eine hervorragende Kombination, die das Spiel sofort zu Gunsten des Anziehenden entscheidet. Folgte jetzt e5×f4, so würde 17) e4—e5 die Figur zurückerobern.

16) T h8—g8

17) S f4—g6 + K e7—d7

18) T d1×d6 + K d7×d6

19) T f1—d1 + L e6—d5

20) D g7×e5 + K d6—d7

21) S c3×d5 c6×d5

22) T d1×d5 + K d7—c6

23) S g6—e7 + K c6—b6

24) T d5—d6 + Aufgegeben. Es hätte

z. B. noch folgen können: K b6—b5; 25) a2—a4 +, K b5—b4; 26) S e7—d5 + nebst Matt im nächsten Zuge.

Alle Zuschriften, Lösungen usw. wolle man frankiert an Hn. Plumhof, Davos-Platz, Villa Sophia, richten.



Herren & Knaben Kleidung
BURGER-KEHL & Co

Basel * Bern * Genf * Lausanne * Luzern
Neuenburg * St. Gallen * Winterthur * Zürich
Verlangen Sie unseren Frühjahrskatalog